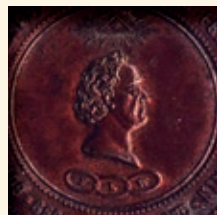
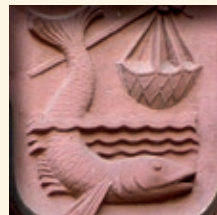




# Bürger, die Geschichte schreiben

DAS PROJEKT „STADTTEILHISTORIKER“







# Bürger, die Geschichte schreiben

DAS PROJEKT „STADTTEILHISTORIKER“ 2007 BIS 2010

## Inhalt

- 7 Grußwort der Kooperationspartner: Bürger schreiben Geschichte
- 9 Prof. Dr. Hans-Joachim Gehrke  
Geschichte ist allgegenwärtig
- 11 Stadt.Teil.Geschichte – Zur Einführung in das Projekt „StadtteilHistoriker“

### 01 Teile vom Ganzen, ganz verschieden – Frankfurter Stadtteile

- 16 Dieter Luwe, Heddernheim  
Ein neues Museum der Geschichte Heddernheims – „Vom armen Bauerndorf zum Industriestandort“
- 18 Oskar Pfreundschuh, Eckenheim  
Vom Gärtnerdorf zum Frankfurter Stadtteil – 100 Jahre Eingemeindung Eckenheims
- 20 Jürgen W. Fritz, Ginnheim  
100 Jahre Eingemeindung – Ginnheimer Leben um 1910
- 22 Hermann-Josef Hake, Gutleutviertel  
Die Geschichte des Frankfurter Gutleuthofes
- 24 Dieter Knaus, Eckenheim  
Vom Landwirtschafts- und Handwerkerdorf zum Stadtteil des Handels und der Dienstleistung

### 02 Frankfurter Originale

- 28 Horst Nopens (stadtteilübergreifend)  
Die abenteuerliche Reise der sieben Kräuter – Eine Geschichte der Frankfurter Grünen Soße
- 30 Karlheinz Fritz, Heddernheim  
„Guts, Klunscher, Knolle“ – Entwicklungen und Spezialitäten des Heddernheimer Dialektes im 18. und 19. Jahrhundert

### 03 Von Karten und Fluren – Landwirtschaft und dörfliche Entwicklung

- 34 Dr. Friderun Fuchs, Bergen-Enkheim  
Räumliche Entwicklung von Bergen-Enkheim
- 36 Dr. Horst Mütz, Seckbach  
Das Dorf in der Stadt
- 38 Hannelore Otto, Berkersheim  
Berkersheim – Lebensbild eines Dorfes. Wiederauflage und Fortsetzung eines stadtteilhistorischen Klassikers
- 40 Adalbert Vollert, Nied  
Nied – ein Dorf zwischen den Fronten. Die Zeit der Koalitions- und Befreiungskriege 1792 – 1815

### 04 Industrie, Handwerk und Gewerbe

- 44 Friedhelm Buchholz, Bockenheim  
Die wechselvolle Geschichte eines Industriedenkmal – Die alte Druckerei Dondorf
- 46 Alexandra Wypich, Höchst  
Die Hoechst Werke und die nachfolgenden Unternehmen – die Rolle der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer
- 48 Manfred Kühn, Praunheim  
Die Geschichte der Ziegeleien in Praunheim im 20. Jahrhundert

- 50 Karlheinz Tratt, Sindlingen  
Die Entstehung des Buches „100 Jahre Gas und Wasser in Sindlingen“
- 52 Sandra Tauer, Flughafen  
Der Protest gegen die Startbahn West – Die Bilder des Fotografen Klaus Malorny

## 05 Zeichen des Wandels – Infrastruktur und Sozialgeschichte

- 56 Hanne Emrich, Gallus  
Was das Gallus bewegte
- 58 Dieter Frank, Sindlingen  
Wandel in der Versorgungsstruktur des Frankfurter Stadtteils Sindlingen
- 60 Marc Nördinger, Höchst  
Die Infrastruktur- und Energiepolitik der Stadt Höchst am Main von 1860 bis 1928
- 62 Anna Leiss (stadtteilübergreifend)  
Die städtische Wohlfahrtspolitik in Frankfurt am Main – die Wassertarife

## 06 Das städtische Bürgertum und seine Institutionen

- 66 Gerhard Busch, Sachsenhausen  
Sachsenhäuser Vereine im Spiegel der Zeit
- 68 Ellinor Fried-Brosz (stadtteilübergreifend)  
Treffpunkt Palais: Gesandtschaften und Stadtgesellschaft zur Zeit des Deutschen Bundes
- 70 Lutz Wedekind (stadtteilübergreifend)  
Eine Chronik der Frankfurter Goethe-Loge
- 72 Günter Moos, Sossenheim  
„Leben um 1900“ – Die Biographie der Juliane Kinkel aus Sossenheim

## 07 Frankfurter Schulgeschichte(n)

- 76 Helmut Kohl, Eschersheim  
Die Ziehenschule in Eschersheim – ein Gesamtporträt
- 78 Hermann Altpaß, Fechenheim  
Die Fechenheimer Schulen
- 80 Claudia Kauter, Sachsenhausen  
100 Jahre Schillerschule
- 82 Franziska Flucke, Sachsenhausen  
100 Jahre Freiherr-vom-Stein-Schule

## 08 Stadtteile im Umbruch – Alltagsgeschichte in Frankfurt

- 86 Guido Heidenreich-Urbach, Oberrad  
Die Geschichte der Oberräder Gärtner und ihrer Familien
- 88 Susanne Cunitz, Bockenheim  
Bockenheim in den 1960er und 1980er Jahren

- 90 Bruno Schneider, Bockenheim  
Wandel im Handel – Die kleine Welt der Leipziger Straße
- 92 Thomas Sock, Gallus  
Das Gallusviertel bis 1930 – Neubearbeitung und Herausgabe eines Manuskripts aus den 1980er Jahren
- 94 Uta Endreß, Griesheim  
„Die Rutsch enuff und die Rutsch erunner“ – Die Alte Falterstraße im Wandel der Zeit

## 09 Bedrängende Erinnerung – Kriegserfahrungen

- 98 Lilo Günzler, Schwanheim  
„Jetzt geht es mir gut – jetzt kann ich reden.“ Lilo Günzlers Autobiographie beendet ein 50-jähriges Schweigen
- 100 Susanne Schmitt, Fechenheim  
Das Ende des Schreckens – Der Zweite Weltkrieg und die Nachkriegszeit in Fechenheim
- 102 Norbert Traband, Nied  
Die Briefe des Christian Traband 1870/1871 als Zeugnisse eines ‚vergessenen‘ Krieges

## 10 Aspekte jüdischer Geschichte

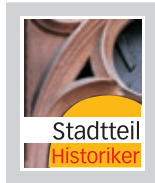
- 106 Dr. Gerhard Cullmann (stadtteilübergreifend)  
Das bauliche Erbe der Familie Rothschild in Frankfurt am Main
- 108 Renate Hebauf, Nordend  
Gaußstraße 14 – Ein „Ghettohaus“ in Frankfurt am Main.  
Die Geschichte eines Hauses und seiner jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner zwischen 1912 und 1945

## 11 Einflüsse von außen

- 112 Hans Pehl (stadtteilübergreifend)  
Afroamerikanische Unterhaltungskünstler in Frankfurt am Main. Eine Chronik von 1844 bis 1945
- 114 Gernot Gottwals (stadtteilübergreifend)  
Zwischen Römer und Bolongaropalast, von Nida bis zur Eck-Pizzeria – Italiens Spuren in Frankfurt

## 12 Hochkultur und Alltagsschmuck – Bildende Kunst in den Stadtteilen

- 118 Wolf Dietrich, Innenstadt  
Schätze des Frankfurter Anlagenrings
- 120 Petra Schmucker, Bornheim  
Mit der Kamera der Bornheimer Geschichte auf der Spur
- 122 Bernhard Eddigehausen, Ostend  
Das Ostend – Architekt(o)ur im Frankfurter Osten
- 124 Bernhard E. Ochs, Bornheim  
Cefischer, ein Cartoonist aus Frankfurt-Bornheim
- 126 Bertram Schüler (stadtteilübergreifend)  
Dokumentation von Wandgemälden in Frankfurter Bürgerhäusern
- 129 StadtteilHistoriker – die Kooperationspartner
- 131 Impressum



GERDA HENKEL STIFTUNG

**Frankfurter**  
 Neue Presse

## Bürger schreiben Geschichte

Eine Stadt lebt von der Vergegenwärtigung ihrer Geschichte. Das Programm „StadtteilHistoriker“ leistet einen Beitrag zur Sichtbarmachung der Frankfurter Stadtgeschichte. Laienhistoriker befassen sich über einen Zeitraum von gut einem Jahr mit einem selbstgewählten Thema der Frankfurter Historie und präsentieren anschließend ihre Ergebnisse der Öffentlichkeit. Die Themen können zum Beispiel aus dem Lebensumfeld der StadtteilHistoriker stammen, die Geschichte von Institutionen oder einzelnen Stadtteilen aufzeichnen oder (auto-)biographischen Spuren nachgehen.

Das Programm „StadtteilHistoriker“ hat die Stiftung Polytechnische Gesellschaft 2007 in Kooperation mit der Gerda Henkel Stiftung und der Frankfurter Neuen Presse ins Leben gerufen, weil sie die Pflege des kulturellen Erbes als einen Schlüssel zum Verständnis und zur Gestaltung der Bürgergesellschaft betrachtet. Die Arbeiten der inzwischen 45 Geförderten haben vielfältige Facetten der Frankfurter Geschichte erschlossen und viele neue Einblicke in die Stadt vermittelt. Das Programm zeigt modellhaft und übertragbar, wie Bürger in ehrenamtlichem Engagement dazu beitragen können, die geschichtlichen Wurzeln ihrer Stadt zu erforschen und ihre Mitbürger für diese Geschichte zu interessieren. Auf diese Weise wirkt die Arbeit der StadtteilHistoriker nachhaltig in die Stadtgesellschaft hinein und prägt durch die Bewusstmachung der Vergangenheit auch den Blick auf die heutigen Lebensumstände und das Zusammenleben in Frankfurt.

Die Stiftung Polytechnische Gesellschaft hat das Programm entwickelt und leitet es. Sie finanziert die Aufwandsentschädigung der StadtteilHistoriker (1.500 €) und betreut die ehrenamtlich Tätigen im gesamten Projektverlauf intensiv.

Die Gerda Henkel Stiftung unterstützt die StadtteilHistoriker mit einem wissenschaftlichen Rahmenprogramm. Während jeder Ausschreibungsrunde richtet die Stiftung zwei Werkstatt-Treffen aus, die an dem bei Historikern und interessierten Laien gleichermaßen vorhandenen Interesse an geschichtlicher Erkenntnis ansetzen. International anerkannte Wissenschaftler führen in zentrale Aspekte stadtgeschichtlicher Forschung ein. Stipendiaten der Stiftung vermitteln in kleineren Fachgruppen handwerkliche Techniken und erörtern mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern praktische Arbeitsschritte: Wie gliedert man einen längeren Text?

Welche Möglichkeiten der Drucklegung eines Buches gibt es? Was ist bei Bildrechten zu beachten? In einer Zeit, in der die Mehrheit der Weltbevölkerung erstmals nicht mehr auf dem Land, sondern in den Städten lebt, bieten die Werkstatt-Treffen die Gelegenheit, gemeinsam über die historische Stadt nachzudenken und zu entdecken, wie die Stadtteile zu ihren charakteristischen Erscheinungsformen fanden.

Die Frankfurter Neue Presse (FNP) begleitet das Projekt „StadtteilHistoriker“ von Anfang an als Medienpartner. Von der Auswahl der Teilnehmer über die Werkstatt-Treffen bis hin zur Präsentation der Forschungsergebnisse sind die FNP-Leser stets über den aktuellen Stand im Bilde. In der Frankfurter Neuen Presse wird nicht nur über die interessantesten Arbeiten berichtet, sondern auch über ungewöhnliche Methoden der Recherche und neue Erkenntnisse der Projekte für die Geschichte der Stadt und ihrer Stadtteile. Die Laienhistoriker kommen aus nahezu allen Stadtteilen, von daher räumt die Frankfurter Neue Presse in erster Linie auf ihren Stadtteilseiten den Projektteilnehmern den Raum ein, der ihren Arbeiten gebührt. Ob es sich um eine filmische Liebeserklärung an die Leipziger Straße in Bockenheim handelt, ein Buch über die Einflüsse Italiens in Frankfurt oder eine Ausstellung über das alte Ostend: Die Frankfurter Neue Presse ist stets dabei und bietet den StadtteilHistorikern ein Forum für ihre beachtenswerten Ideen, Initiativen und Forschungsergebnisse.

Wir freuen uns über das große Interesse, auf das die ersten beiden Durchgänge des „StadtteilHistoriker“-Programms gestoßen sind. Die vorliegende Publikation stellt die StadtteilHistoriker dieser Jahrgänge vor und bietet einen kompakten Überblick über die vielfältigen entstandenen Projekte. Wir wünschen eine anregende Lektüre!

Dr. Roland Kaehlbrandt  
*Vorstandsvorsitzender der Stiftung Polytechnische Gesellschaft*

Dr. Michael Hanssler  
*Vorsitzender des Vorstands der Gerda Henkel Stiftung*

Rainer M. Gefeller  
*Chefredakteur der Frankfurter Neuen Presse*





## Geschichte ist allgegenwärtig

Prof. Dr. Hans-Joachim Gehrke,  
Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI)

Geschichte ist allgegenwärtig: Die Beschäftigung mit der Geschichte beginnt in der eigenen Familie, vor der Haustür, in der eigenen Stadt. Die Auseinandersetzung mit Geschichte trägt nicht nur zur Stärkung der eigenen Identität und zur Identifikation mit einer Stadt bei, sondern ermöglicht auch ein besseres Verständnis der Gegenwart. Diese Spurensuche ist überaus reizvoll und lohnend, nicht nur für Fachwissenschaftler.

Das Programm „StadtteilHistoriker“ bietet interessierten Laien mit ganz unterschiedlichem beruflichem Hintergrund und in ganz verschiedenen Phasen ihres Lebens die Möglichkeit, sich mit der Frankfurter Stadtgeschichte auseinander zu setzen. In den beiden Werkstatt-Treffen, die die Gerda Henkel Stiftung konzipiert und ausrichtet, treffen sie auf Geschichtswissenschaftler, die ihnen Grundzüge stadtgeschichtlicher Forschung vermitteln und sie bei der Umsetzung ihrer Vorhaben methodisch unterstützen.

Die StadtteilHistoriker befassen sich mit Fragen aus ihrem Lebensumfeld. Die Spannweite der Themen ist dabei weit gefasst: klassische Ereignisgeschichte ist ebenso vertreten wie Fragen des Strukturwandels und der Industrialisierung, die Geschichte verschiedener Institutionen (beispielsweise Schulen und Vereine), kulturgeschichtliche Aspekte, Biographien und Chroniken. Eine besondere Bedeutung kommt der Alltagsgeschichte zu, die sich in einzelnen Straßen oder Vierteln detailliert und exemplarisch nachzeichnen lässt, darüber hinaus aber für einen Wandel steht, der sich in weit größeren Dimensionen vollzogen hat. Mit dieser Erforschung der Alltagsgeschichte, für die sie durch ihre lokale Verwurzelung und ihren Zugang auch zu Zeitzeugen besonders prädestiniert sind, verfolgen die ehrenamtlich tätigen StadtteilHistoriker einen Ansatz, der sich derzeit auch in der professionellen Geschichtswissenschaft als besonders ertragreich erweist. Der Austausch mit den Laienhistorikern in den Werkstatt-Treffen ist auch für die akademisch tätigen Historiker anregend und bereichernd.

„Am Anfang war die Stadt“ – so ließe sich ein grundlegender Zugang zur Beschäftigung mit historischen Fragen formulieren. Die Erforschung von Stadtentwicklung ist überaus spannend und aufschlussreich. Die Stadt als Organisations- und Ausdrucksform sich stetig wandelnder gesellschaftlicher Verhältnisse bildet dabei eine Konstante. In der Antike brachten bedeutende Zentren wie Babylon, Jerusalem, Athen und Rom unterschiedliche Ausprägungen des Gemeinwesens hervor, die bereits in der Antike eine tiefgreifende Transformation durchliefen. Im Mittelalter stehen Städte wie Venedig, Bologna, Mailand und die Hansestadt Lübeck für exemplarische Stadt-Typen. Als neuzeitliche Stadt ist Frankfurt am Main von besonderer Bedeutung, weshalb es mich besonders freut, dass gerade dort das Programm „StadtteilHistoriker“ ins Leben gerufen wurde.

Die Stadt Frankfurt am Main bietet mit ihren gut 1200 Jahren überlieferter Geschichte als ehemaliger Ort der Kaiserkrönung, als Heimat der „Goldenen Bulle“, freie Reichsstadt, seit Jahrhunderten prosperierender Wirtschaftsstandort, als Stadt mit einer besonders reichen bürgerschaftlichen Tradition und als heutige Metropole mit internationaler Ausrichtung einen hervorragenden Ansatzpunkt und ein ergiebiges thematisches „Reservoir“ für ein solches Programm.

Ich freue mich, dass die Arbeiten der ersten beiden Jahrgänge der StadtteilHistoriker in dieser Broschüre zusammengestellt zugänglich sind. Darüber hinaus wünsche ich den künftigen Generationen von StadtteilHistorikern viel Freude und Finderglück bei ihrer Recherche sowie eine breite Resonanz auf ihre Ergebnisse.



## Stadt.Teil.Geschichte

### Zur Einführung in das Projekt „StadtteilHistoriker“

Seit 2007 sucht die Stiftung Polytechnische Gesellschaft gemeinsam mit ihren Kooperationspartnern, der Gerda Henkel Stiftung und der Frankfurter Neuen Presse, engagierte Menschen aus Frankfurt, die eine Geschichte erarbeiten und aufzeichnen möchten. Die Geschichte einer Straße beispielsweise oder die eines berühmten Einwohners, der Strukturwandel im Gewerbe kann ein Thema sein oder die im Wechsel der Zeiten sich wandelnden, von Person zu Person, von Gruppe zu Gruppe verschiedenen Erinnerungen, die spezifische Entwicklung eines Stadtteils oder die Bestandsaufnahme von Kunst und Kultur, verknüpft mit einer historischen Frage – alles kann, alles soll hier zum Thema werden. Ein weites Spektrum, so vielfältig wie die Frankfurter Stadtteile und die StadtteilHistoriker selbst. Die Erträge der ersten beiden Jahrgänge der StadtteilHistoriker werden in diesem Band vorgelegt – ein eindrucksvolles Zeugnis des Fleißes und der Kreativität der Stipendiaten – die in nicht wenigen Fällen ihre Arbeiten auch nach Auslaufen des Projektes fortsetzen.

Zug um Zug entsteht so ein eigener Beitrag zur Frankfurter Stadtgeschichte. Und wie die Stadt mehr ist als die Summe ihrer Stadtteile, so ist auch diese Stadtgeschichte aussagekräftiger, als es ein bloß additiver Blick auf die behandelten Stadtteile und Themen suggerieren könnte. Jeder Beitrag ist gleichsam ein Steinchen zu einem großen Mosaik – ein Mosaik, das nie vollendet, aber immer reicher und bunter wird.

#### Projekte und Bewerber

Die meisten StadtteilHistorikerinnen und StadtteilHistoriker haben, wenn sie sich bewerben, ihre Themen seit längerem im Kopf. Oft ist die Ausschreibung des Projekts für sie nur der letzte Anstoß, sich endlich konkret an die Arbeit zu machen. Die finanzielle und praktische Unterstützung durch die Stiftung Polytechnische Gesellschaft ermöglicht die Bearbeitung der Projekte. Gerne nutzen die Teilnehmer die fachliche Unterstützung zur Systematisierung ihrer Vorarbeiten und die größere öffentliche Aufmerksamkeit, die der Projektrahmen bietet. Durch die Berichterstattung in der Frankfurter Neuen Presse hat es hier in nicht wenigen Fällen einen

echten Erkenntniszuwachs gegeben. Der StadtteilHistoriker Bertram Schüler, der die Wandgemälde in Frankfurter Bürgerhäusern gesucht und untersucht hat, schreibt: „Ich suche die Öffentlichkeit, um das Projekt voran zu treiben. Denn dadurch wird der Zugang zu bislang unentdeckten Wandgemälden erst möglich. Hinter Frankfurter Haustüren verbirgt sich manch unbekannter Schatz.“ – Ein Beispiel von vielen.

Schon die Wahl des Themas verrät in aller Regel eine genaue Kenntnis des eigenen Stadtteils und eigene, spezifische Interessen. Hier zeigt sich auch der Sinn eines solchen Projekts, das an das allgemeine Geschichtsbewusstsein – nicht im streng akademischen Sinne – appelliert und zugleich das bei vielen engagierten und interessierten Bürgern vorhandene Detailwissen mobilisiert. Wenn das gelingt, wenn sich also bürgerschaftliches Engagement und spezifische Kenntnisse, die oft das Wissen der Fachleute ergänzen können, gegenseitig verstärken, dann entstehen Arbeiten, die jenseits ihrer spezifischen Fragestellung zu allgemein interessierenden und verständlichen Antworten beitragen. Dann wird aus der Erörterung von Details eine exemplarische Studie, die ihr Thema im besten Sinne erhellt und ihre Leser bereichert.

#### Auswahl der Projekte

Eine Fachjury wählt aus den Bewerbungen die besten aus. Sie achtet auf die Originalität des Themas, die Aussagekraft der zu untersuchenden Quellen und die Angemessenheit des methodischen Zugangs. Zugleich prüft sie, ob sich die Bewerber ein realistisches, in der gegebenen Zeit erreichbares Ziel gesteckt haben. Ferner berücksichtigt werden eine gleichmäßige Verteilung über die Stadtteile und ein ausgewogener Themenmix.

Für die Auswahl der eingereichten Bewerbungen wurde eine ehrenamtlich tätige Jury gewonnen, die über herausragende Kenntnisse der Frankfurter Stadtgeschichte verfügt und zugleich unterschiedliche Sichtweisen auf diese Themen einbringt. Aufbauend auf einer ersten Sichtung der Materialien durch den Stadthistoriker

Dr. Thomas Bauer wählten folgende Experten die Projekte aus: Dr. Evelyn Brockhoff (Direktorin des Instituts für Stadtgeschichte Frankfurt am Main), Dr. Jan Gerchow (Direktor des historischen museums frankfurt), die Verlegerin Dr. Henriette Kramer und Dr. Roland Kaehlbrandt (Vorstandsvorsitzender der Stiftung Polytechnische Gesellschaft).

In einer intensiven, mehrstündigen Sitzung werden alle Projekte einzeln von den Experten der Jury gewürdigt und erörtert. Hier wird die Auswahl der Stipendiaten endgültig getroffen. Aber nicht nur das. Im Laufe der Diskussion ergeben sich auch wertvolle Tipps und Hinweise, die während der Projektarbeit an die Stipendiaten weitervermittelt werden. Durch die Arbeit der Jury kommt es also oft zu einer weiteren Präzisierung und Konkretisierung der Arbeitsvorhaben in Hinsicht auf Themenstellung und Quellenlage.

### Die Werkstatt-Treffen im Schloss Höchst

Die StadtteilHistoriker starten als historische Laien, die den Projektrahmen nutzen, ein Thema ihrer Wahl intensiv zu erarbeiten und ihre Ergebnisse in die Stadtgesellschaft hinein wirken zu lassen. Da die StadtteilHistoriker ganz unterschiedliche berufliche Werdegänge mitbringen und verschiedenen Generationen angehören, kommt den von der Gerda Henkel Stiftung konzipierten und ausgerichteten Werkstatt-Treffen eine Schlüsselrolle im Projekt zu. Ziel der Werkstatt-Treffen ist es nicht, die Stipendiaten zu Fachhistorikern auszubilden; wohl aber sollen sie sich durch den Beitrag dieses Kooperationspartners fachliche Kenntnisse methodisch gestützter Recherche und Kompetenz in der Abfassung und Veröffentlichung von Texten aneignen und lernen, ihre eigene Arbeit in einen übergeordneten Kontext zu stellen.

Jeder Jahrgang wurde zwei Mal für je einen Samstag auf das Schloss Höchst zu einem Werkstatt-Treffen eingeladen. Beim ersten Treffen ging es jeweils um eine elementare Verständigung über die historische Erkenntnis und die Stadtgeschichte im Allgemeinen. Die zweiten Treffen standen im Zeichen der zunehmenden Konkretisierung der Projekte. Nach Impulsreferaten von Fachhistorikern standen daher beispielsweise Fragen der Textgestaltung und der Umsetzung der

Ergebnisse im Vordergrund. Die Begegnung zwischen Laienhistorikern und Fachwissenschaftlern leistet nicht nur die notwendige methodische und fachliche Qualifizierung und führt zu einem Erkenntniszuwachs auf Seiten der StadtteilHistoriker – sie führt durchaus auch zu einem für beide Seiten anregenden Austausch.

Beim ersten Werkstatt-Treffen der StadtteilHistoriker überhaupt, am 1. Dezember 2007, sprach der Althistoriker Prof. Dr. Hans-Joachim Gehrke, Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin, über „Die Stadt in der Geschichte“. In seinem Vortrag spannte er einen eindrucksvollen Bogen von antiken Kulturen bis zur Entwicklung der modernen Stadt, die hochinteressante Kontinuitäten und Zusammenhänge aufzeigte. In einer gemeinsamen Lektüre unter Prof. Dr. Gehrkes Anleitung erörterten die Teilnehmer dann das Kapitel „Die sogenannte Realgeschichte“ aus dem ‚klassisch‘ zu nennenden Essay „Geschichte als Sinn“ des Frankfurter Historikers Otto Vossler, der ein breites Spektrum wissenschaftlicher Geschichtsauffassungen absteckt. Den Nachmittag gestalteten Dr. Michael Maaser, der Leiter des Frankfurter Universitätsarchivs, und Dr. Malte Thießen von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Sie rieten zu „Vorsicht vor sprudelnden Quellen“ und schärften so das methodische Problembewusstsein der Stipendiaten. Viel Zeit verwendeten die Arbeitsgruppen dann auf die Besprechung exemplarischer Einzelfragen. So wurde während des ersten Werkstatt-Treffens ein methodischer und konzeptioneller ‚Rucksack‘ geschnürt, der den StadtteilHistorikern auf ihrem Weg bis zum Projektabschluss als Proviant dienen sollte.

Das zweite Werkstatt-Treffen des ersten Jahrgangs am 7. Juni 2008 gestaltete zunächst Lutz Becht vom Institut für Stadtgeschichte Frankfurt. Sein Grundsatzreferat widmete sich unter dem Titel „Kaiserpfalz – Quartiere – Stadtteile – ‚Global Village‘ – die kulturelle Textur Frankfurts und das ‚Gedächtnis der Stadt‘“ modernen Zugriffen auf die Stadtgeschichte. Die anschließenden Workshops wurden erneut von Dr. Maaser und Dr. Thießen gestaltet, Prof. Dr. Gehrke besuchte und beriet die Gruppen als ‚walking professor‘.

Die zweite Generation konnte an einem ähnlich aufgebauten Programm teilnehmen, das erneut von der Gerda Henkel Stiftung verantwortet und gestaltet wurde. Für das erste Treffen am 31. Januar 2009 konnte der Frankfurter Althistoriker Prof. Dr. Frank Bernstein gewonnen werden. Dieses Mal führte ein Text von Thomas Nipperdey mit dem Titel „Wozu noch Geschichte?“ zum wissenschaftlichen Umgang mit Geschichte hin. Nipperdeys Text aus dem Jahre 1975 – der Modernisierungsschub der 1960er Jahre in der Bundesrepublik und die ‚68er‘ hatten die historischen Wissenschaften in eine Art Sinnkrise gestürzt – beschwört ganz zeittypisch die ausgesprochen soziale Funktion und damit die – erneuerte – Bedeutung der Geschichte und der Geschichtswissenschaften. Zugleich zeigt er damit – und darauf kam es bei dem Werkstatt-Treffen an – dass es ‚die‘ Geschichte so schlechthin nicht gibt, wohl aber Menschen, die sie unter aktuellen Fragestellungen reflektieren und die Überreste der Vergangenheit zu immer neuem Leben erwecken. Der Nachmittag galt der Einzeldiskussion diverser Fragen aus den Projekten. Prof. Dr. Bernstein leitete als Abschluss des Treffens eine Plenarsitzung, in der ein Resümee gezogen wurde.

In das zweite Treffen der zweiten Generation am 20. Juni 2009 führte Frau Prof. Dr. Felicitas Schmieder von der Fernuniversität Hagen ein. Als Expertin für die Geschichte Frankfurts im Mittelalter sprach sie über „Stadtlandschaft – Städtelandschaft – Stadt in der Landschaft“. Die Nachmittagsworkshops – unter der bewährten Leitung von Dr. Maaser und Dr. Thießen – wurden von Prof. Dr. Bernstein als ‚walking professor‘ begleitet. Bei diesem Treffen standen wiederum praktische Fragen der Texterstellung und der Publikation im Mittelpunkt. Eine Plenarsitzung mit allen Referenten des Tages schloss dieses letzte Werkstatt-Treffen ab.

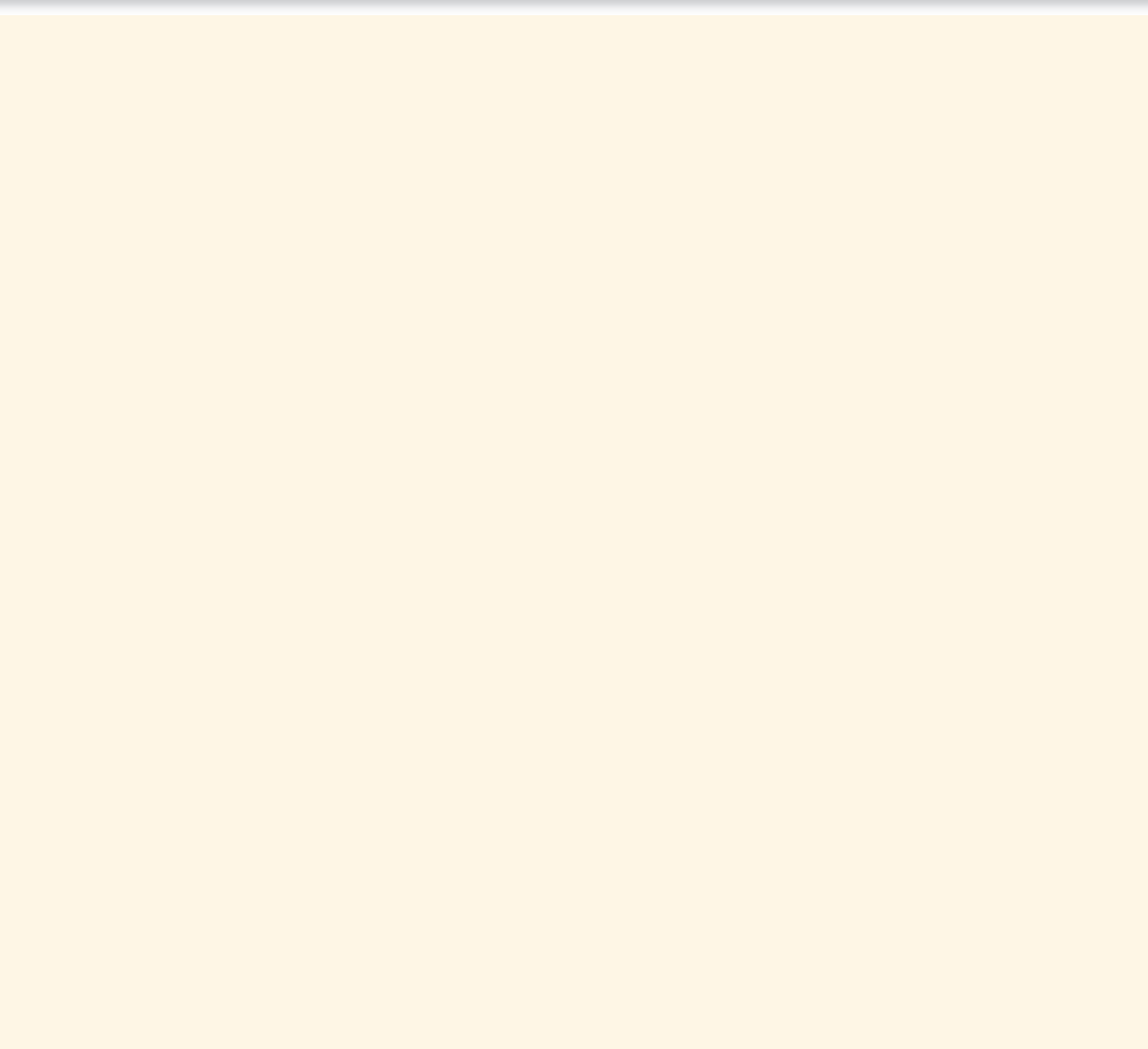
### **Zwei Generationen StadtteilHistoriker in einem Band – Themen und Bezüge**

Überblickt man die hier vorgelegten Themen und Motive in aller Kürze, so fallen zunächst ihre große Differenzierung und ihre Spannbreite auf. Im Vordergrund stehen eindeutig Aspekte der Alltagsgeschichte, wobei die individuelle Signatur der Stadtteile je-

weils deutlich hervortritt. Suchen sich die von den Geschichts- und Heimatvereinen unterstützten Projekte eher ‚die‘ typische Straße oder ‚das‘ den Stadtteil prägende Ritual oder Gebäude heraus, so nehmen die einzeln arbeitenden StadtteilHistoriker oft ihre eigenen Erinnerungen als Ausgangspunkt. Zu den Themen, die einzelnen Stadtteilen ihren Stempel unmittelbar aufgedrückt haben, zählen auch Aspekte der Landwirtschaft sowie der Gewerbe- und Industriegeschichte. Schlaglichtartig wird in der Zusammenschau aller dieser Projekte deutlich, wie Frankfurt aus einzelnen, ganz verschiedenen Dörfern und Vororten zusammengewachsen ist. Und dass diese Geschichte bis heute die Stadt prägt, die ja keineswegs nur aus City und Römerberg besteht.

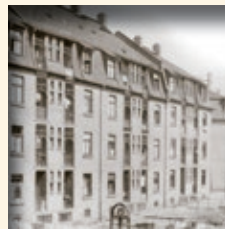
Einen weiteren wesentlichen Komplex stellen die allgemeinbildenden Schulen und verschiedene Institutionen und Vereinigungen dar, wie die Vereine, die Logen, die diplomatischen Gesandtschaften und manche andere. Dazu kommen die Einflüsse von außerhalb der Stadt, die zumeist eine erhebliche kulturelle Bereicherung darstellten. Schließlich sollen die vielen persönlichen Erinnerungen eigens erwähnt sein, die oftmals alles andere als erfreulich, ja bedrängend und furchtbar sind, die aber auch zur Stadtgeschichte gehören. Ein gewisser persönlicher Zugang steht mehr oder weniger offensichtlich im Zentrum aller Projekte. Diese persönliche Prägung verleiht dem eingangs beschriebenen, nie ganz fertigen Mosaik jene unverwechselbaren Facetten, die zugleich sinnbildlich für die individuelle und vielschichtige Geschichte der Stadt stehen können.

Die Kooperationspartner danken den StadtteilHistorikern für ihre Mitwirkung an dieser Publikation. Ein Dank geht auch an Herrn Dr. Oliver Ramonat, der die Überarbeitung und Redaktion der von den StadtteilHistorikern zur Verfügung gestellten Texte im Sinne einer Vereinheitlichung mit Sorgfalt und Akribie übernommen hat. Unser Dank gilt ebenso Frau Dr. Katharina Uhsadel, die mit Ausdauer und Präzision die Erarbeitung dieser Publikation betreut hat.





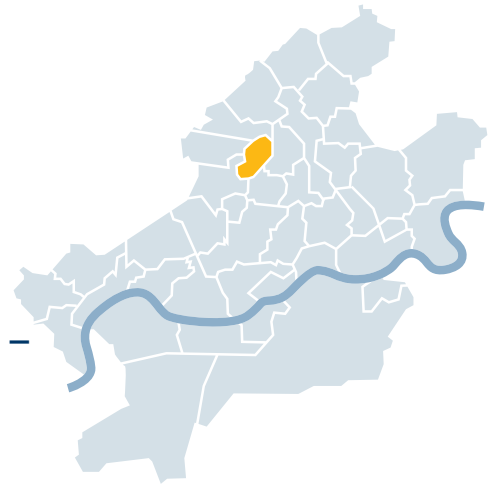
# 01



Teile vom Ganzen, ganz verschieden –  
Frankfurter Stadtteile

DIETER LUWE, HEDDERNHEIM

## Ein neues Museum der Geschichte Heddernhems – „Vom armen Bauerndorf zum Industriestandort“



Heddernhemer Fastnacht, 1897. (Foto: ISG)

Im traditionsreichen Stadtteil Heddernheim gibt es seit neuerem ein Stadtteilmuseum. Seine Einrichtung geht auf die Initiative des StadtteilHistorikers Dieter Luwe zurück. Seit Jahren hat er Erinnerungsstücke aus allen Zeiten Heddernhems gesammelt – aus ihnen sind nun Ausstellungsstücke im neuen Museum geworden. Ergänzt werden sie durch eine Vitrine mit Leihgaben des Archäologischen Museums Frankfurt, die als Relikte der römischen Siedlung Nida zugleich einen ersten Höhepunkt der Gemeinde und des jetzigen Stadtteils repräsentieren.

Drei Perioden haben Heddernheim nach Überzeugung von Luwe historisch besonders geprägt: die Römerzeit, die metallverarbeitende Industrie mit dem Heddernhemer Kupferwerk und den späteren

„Es ist mir wichtig, dass unsere Kinder wissen, wie wir hier früher gelebt haben.“

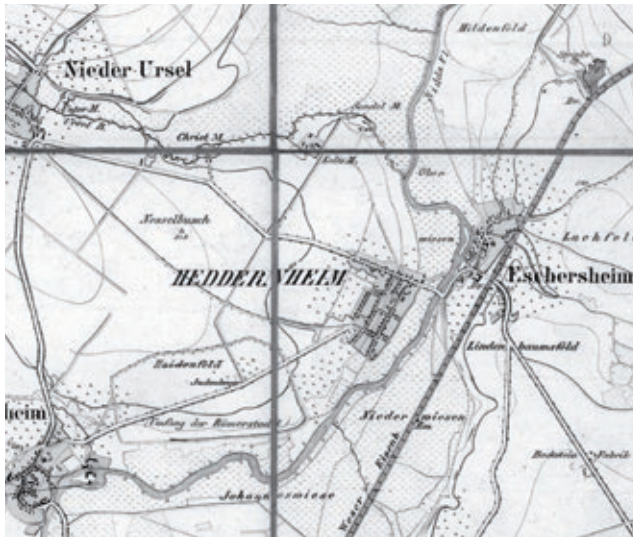
Unternehmen Vereinigte Deutsche Metallwerke und Metallgesellschaft, und schließlich der Bau der Nordweststadt. Alle drei maßgeblichen Entwicklungen werden in der Ausstellung ausgeleuchtet. Daneben wird viel über den Alltag im Stadtteil erzählt, die oft bedrängten, von relativer Armut geprägten Lebensumstände, aber auch das alltägliche Leben, das den heutigen Generationen schon sehr ferngerückt ist. Beliebte sind vor allem die alten Ansichten auf den zahlreich versammelten Fotografien. Einige echte Preziosen sind auch zu sehen: der Zylinder des letzten Heddernhemer Bürgermeisters Hektor Wenzel, die Hellebarde eines Nachtwächters, diverse alte Schulzeugnisse und vieles mehr.

Luwe, der 27 Jahre lang dem Ortsgericht vorstand, hat nach jeder Hausversiegelung bei Todesfällen, wo das möglich war, die

Heddernhemer Landstraße, ca. 1910. (Foto: ISG)







Plan von Hedderheim, 1876. (Bild: ISG)

Angehörigen nach den alten, oft vergessenen und eigentlich auch ‚wertlosen‘ Dingen gefragt – und durfte sie meistens mitnehmen. Jahrelang hat er alles sorgfältig aufbewahrt und auf die große Chance und die Möglichkeit hingearbeitet, die Gegenstände und Zeugnisse eines vergangenen Alltages einmal angemessen der Öffentlichkeit präsentieren zu können.

Jetzt ist die neue Ausstellung zur Geschichte Hedderheims unter dem Titel „Vom armen Bauerndorf zum Industriestandort“ im 1740 erbauten ehemaligen Schloss da und kann nach entsprechender Voranmeldung besucht werden.



## ZUR PERSON



### Dieter Luwe

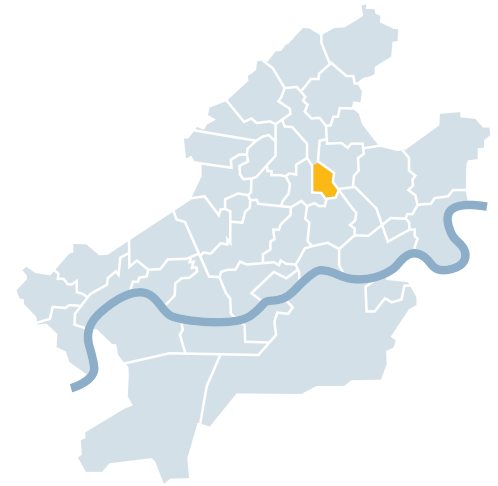
Dieter Luwe ist mit dem Stadtteil Hedderheim auf vielfältige und enge Weise verbunden. 1936 in Berlin-Schöneberg geboren und vor den alliierten Angriffen nach Pommern evakuiert, floh er 1945 zu den Großeltern nach Bad Nauheim – sozusagen nördlich von Hedderheim.

Die Mutter fand bei dem von den Amerikanern zunächst in der Kurstadt gegründeten „Radio Frankfurt“ Arbeit; als der Sender in das vorläufig instand gesetzte Funkhaus an der Eschersheimer Landstraße einzog, zog die Familie ebenfalls nach Frankfurt um.

Luwe wurde zunächst Schlosser und dann – auf dem zweiten Bildungsweg – Bauingenieur. Zuletzt und bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1996 war er Leiter der Brückeninspektion bei der Bundesbahndirektion in Frankfurt.

Von 1980 bis 2007 war er Ehrenbeamter des Landes Hessen als Ortsgerichtsvorsteher für den Bezirk VIII Hedderheim, Niederursel, Nordweststadt. Luwe ist darüber hinaus Vorsitzender des Bürgervereins Hedderheim und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Frankfurter Bürger- und Bezirksvereine, um nur die wichtigsten Engagements zu nennen.

1995 erhielt er den Ehrenbrief des Landes Hessen. Seit 2007 arbeitet er an der Verwirklichung eines Heimatmuseums im Hedderheimer Schloss.



OSKAR PFREUNDSCHUH, ECKENHEIM

## Vom Gärtnerdorf zum Frankfurter Stadtteil – 100 Jahre Eingemeindung Eckenheims

Die im Rahmen des Projekts erstellte Broschüre soll die „alten Eckemer“ Ereignisse, die oft längst verdrängt oder vergessen sind, in Erinnerung rufen und die „neuen Eckemer“ über unsere Lebenswelt, Verhalten und manchmal auch schrulligen Ansichten informieren. Sie will die oft großartige Integrationsarbeit der vielen Eckenheimer Vereine belegen. Denn Eckenheim soll auch Heimat sein für Menschen, die – ihrer Wurzel beraubt – zu uns gekommen sind, um hier einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen, Menschen, die ihre Bräuche, ihre Sitten und ihren Glauben mit uns leben. Die etwa 14.000 in Eckenheim ansässigen Mitbürger/innen ausländischer Herkunft kommen aus nahezu 35 Nationen; zum Beispiel aus Bosnien, Griechenland, Italien, Kroatien, Marokko, Polen, Russland, Serbien, Spanien und der Türkei. Sie alle wollen in Eckenheim eine Heimat haben – wie die langjährigen Einwohner und Nachfahren der Bauern, Gärtner und Arbeiter auch. Wenn Alt- und Neu-Eckenheimer mehr von den jeweils anderen wissen, kann aus dem Nebeneinander ein Miteinander und Füreinander werden.

Das ehemalige Bauern- und Gärtnerdorf wurde 1910 in die Stadt Frankfurt am Main eingemeindet. Es war der Wunsch vieler Mitbürger/innen, die Geschichte dieser 100 Jahre festzuhalten. Angeregt durch den Aufruf der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, habe ich mich als StadtteilHistori-

*„Heimat – das ist der Ort, wo wir unsere ersten Schreie ausgestoßen haben, die ersten Laute lernten, getauft wurden, zur Erstkommunion gingen oder konfirmiert wurden. Wo sich die ersten Liebschaften anbahnten, wo wir Kirschen klauten, gelacht, geweint, gelernt und gearbeitet haben.“*



*Gasthaus Deutscher Kaiser,  
Eckenheim, ca. 1911. (Bild: ISG)*

## ZUR PERSON



### Oskar Pfreunds Schuh

Ich bin im Jahre 1941 in Frankfurt am Main (Eckenheim) geboren. Mein Interesse galt schon früh der Eckenheimer und Frankfurter Geschichte. Seit Gründung des Heimatvereins Eckenheim habe ich mich in unterschiedlichsten Ämtern an der Arbeit des Vereins beteiligt und war Mitautor mehrerer Geschichtsbücher über den Stadtteil Eckenheim. Von 2007 bis 2010 habe ich den Verein geleitet und die Feiern sowie die Ausstellung zur 100-jährigen Eingemeindung verantwortlich organisiert.

ker beworben und verdingt. Dieses Projekt der Stiftung mit seinen hilfreichen Seminaren und Veranstaltungen vermittelte mir das notwendige Handwerkszeug für die Recherchen bei Zeitzeugen und im Institut für Stadtgeschichte und unterstützte meine Arbeit, die etwa zwei Jahre in Anspruch nahm.

Aufzeichnungen von Vereinsakten der letzten 100 Jahre bildeten einen Großteil der Quellen. Viele Gespräche mit „Stammtischbrüdern“ waren zwar durchaus informativ, dabei habe ich allerdings die Erfahrung gemacht, dass die Interviewten oft drei Versionen von der gleichen Sache in Erinnerung hatten – oder haben wollten. Zum einen, wie sie selbst das Ereignis oder die Zeit gerne gesehen hätten, zum anderen, was sie von Erzählungen anderer erfahren hatten und mittlerweile als eigenes Erleben dargestellt haben, und zum dritten, was sie nicht mehr wissen wollten, sondern lieber verschämt verschwiegen – etwa über Ereignisse in den Jahren zwischen 1933 und 1945.

Anekdoten, die der Chronist von seinen Eltern und Verwandten als Kind gehört und sich zwar gemerkt, aber damals nicht verstanden hatte, und Beobachtungen während der Kindheit und Jugend, insbesondere in den Nachkriegsjahren, in denen Hunger und Not in Deutschland herrschten, sind in die Broschüre eingeflossen. Die Erlebnisse der „Leut von de Gass“, die Erzählungen der „eingeborenen Vereinsmeier“, die „Buwwe, die sich vom Feldschitz beim Kersche klaue“ erwischen ließen – zu denen ich im übrigen selbst gehörte –, sind die Quellen des Buches. Vom Eckemer für Eckemer geschrieben, erhebt es keinen Anspruch auf wissenschaftliche Grundsätze und Anforderungen.

Was ist noch offen? – Die Zeit zwischen 1933 und 1945 ist ungenügend erforscht. Beispielhaft sei erwähnt, dass selbst nahe Verwandte nichts von der Ermordung zweier junger Frauen im Rahmen der NS-Euthanasie wissen wollten. Wenngleich auch die Ortsteile, in denen damals die SS-Schergen wüteten, heute nicht mehr zum Ort gehören, ist eine gründliche Aufarbeitung dieses Themas erforderlich. Es wäre wichtig und notwendig, wenn StadtteilHistoriker späterer Generationen sich dieses Themas annehmen würden.

JÜRGEN W. FRITZ, GINNHEIM

## 100 Jahre Eingemeindung – Ginnheimer Leben um 1910



Anfang Juli 2004 wurde der Alte Ginnheimer Friedhof bei Nacht geschändet, alle Kreuze abgeschlagen und viele der Grabsteine umgestoßen. Mir fiel auf, dass es keine öffentliche Reaktion auf dieses schreckliche Ereignis gab, zunächst nicht einmal Zeitungsmeldungen. Nach meiner Intervention beim Ortsbeirat wurde dort der Beschluss gefasst, die Grabsteine soweit möglich wieder herzurichten. Nach einiger Zeit übernahm eine private Initiative diese Aufgabe.

Aufgrund des Eingemeindungsvertrages von 1910 war die Ginnheimer Begräbnisstätte in den darauf folgenden Jahren nach und nach geschlossen worden. Sie wurde zur Grünanlage umgestaltet, in der Denkmaltopographie der Stadt Frankfurt jedoch nicht mehr erfasst – im Unterschied zu anderen alten Vorortfriedhöfen, wie in Oberrad und Schwanheim.

Das Gräberfeld bot sich bereits vor der Schändung den seltenen Besuchern recht verwahrlost dar. Obzwar mitten in Alt-Ginnheim gelegen, wurde der Alte Friedhof durch seine abseitig-erhöhte Lage an der Ginnheimer Hohl nur noch selten wahrgenommen.

Als das Jubiläum der Eingemeindung der elf Frankfurter Vororte dann näher heranrückte, kam die Idee auf, im Nachbarschaftszentrum, das gegenüber dem Friedhof sein Domizil hat, das Ginnheimer Leben zur Zeit der Eingemeindung um 1910 in einer Ausstellung – in Zusammenarbeit mit dem Geschichtskreis – lebendig werden zu lassen. Dabei sollten die ehemals öffentlichen Gebäude, die heute anderweitig genutzt werden, und auch die „vergessenen“ Plätze, wie eben der Alte Friedhof, besonders berücksichtigt werden.

Zuvor war mir bei diversen Vorträgen zwar ein breites Interesse an der Vergangenheit, aber doch recht wenige Kenntnisse über die Geschichte unserer unmittelbaren Umgebung aufgefallen – was angesichts der herrschenden Bevölkerungsfuktuation aber nicht weiter verwunderlich erscheint.

Mit der Ausstellung sollte ein breites und lebendiges Bild des alten Dorfes im Frankfurter Landkreis vorgestellt werden. Nach meiner Einschätzung ist dies mit den zwölf thematisch gegliederten Tafeln auch gut gelungen.

Das Projekt stieß bei „alten“ Ginnheimern von Anfang an auf großes Interesse. Von allen Seiten erhielt ich Hinweise, Fotos und Informationen, die es allerdings zu strukturieren galt. Mitunter waren die Informationen auch widersprüchlich.

Am Ende der Materialsammlung war der Fundus erfreulicherweise sogar größer als benötigt. Da gab es hin und wieder Enttäuschungen bei den Gebern, die „ihr“ Bild in der Ausstellung nicht berücksichtigt fanden. Es geht aber nichts verloren: In Zukunft gibt es sicherlich eine andere Möglichkeit zur Präsentation.

*An der Weed (Pferdetränke) in Ginnheim, um 1905.  
(Foto: ISG)*



„Die vergessenen Plätze Ginnheims sollten wieder lebendig und sichtbar werden.“

Aufgefallen ist mir bei der Arbeit auch, dass man als Stadtteilhistoriker in den Institutionen teilweise etwas freundlicher und hilfsbereiter empfangen wurde, als dies früher, sozusagen als einfacher Bürger und Forscher, der Fall war. Ein spannendes und unerwartetes Ergebnis war, dass Ginnheim entgegen der verbreiteten Meinung nicht von Frankfurt „geschluckt“ wurde, sondern sich bereits zehn Jahre zuvor selber um die Eingemeindung bemüht hatte.

Die Ausstellung wurde von allen Seiten gelobt. Dieser große Erfolg kam für mich überraschend. Allein zum Eröffnungsvortrag kamen weit über 100 Besucher, die der große Saal nicht alle fassen konnte. Einige Besucher mussten betrübt nach Hause gehen, da auch die Stehplätze kurz nach Beginn erschöpft waren.



1899, Geometrischer Plan von Frankfurt und Umgebung. (Bild: ISG)

Neben den Presseinformationen wurde im Vorfeld offensichtlich durch mündliche Weitergabe das Interesse an der Ausstellung geweckt. Die Besucher kamen aus allen Frankfurter Stadtteilen und – besonders bemerkenswert – sogar von jenseits der Stadtgrenzen. Als die Ausstellung abgebaut wurde, kamen noch zwei junge Interessenten und schauten sich die bereits abgehängten Tafeln an: Sie wollten damit eine Rallye für Jugendliche des Stadtteils vorbereiten.

Der erfreuliche Erfolg der Ausstellung ist auch daran zu erkennen, dass die erarbeiteten Informationen den Ginnheimer Gewerbering anregten, aus unseren Unterlagen neue Tafeln zusammenzustellen und diese vor den betreffenden Gebäuden eine Zeitlang (solange dies ohne Schäden durch Vandalismus möglich war) aufzuhängen. Die Ginnheimer Geschichte lässt mich so schnell nicht los: gegenwärtig bereite ich eine neue „Straßenausstellung“ vor.

## ZUR PERSON



### Jürgen W. Fritz

Sein Großvater ging von Bornheim nach Offenbach, um einen Handwerksbetrieb zu eröffnen. Später zog der Enkel Jürgen W. Fritz nach Frankfurt und befasste sich mit der Vergangenheit seines Stadtteils.

1937 wurde Fritz in Offenbach geboren; durch Verwandte und Bekannte war seine Familie stets mit Frankfurt verbunden. Schon als Kind nahm er daher die beiden Städte bereits als ein großes Ganzes wahr.

Schon als junger Erwachsener interessierte er sich für Geschichte. Vielleicht, weil in den Nachkriegsjahren bei der schulischen Vermittlung eine verständlicherweise große Unsicherheit bestand. Er wurde Mitglied beim Offenbacher Geschichtsverein und veröffentlichte dort seine Ergebnisse zu Carl Preller, dem verfolgten Offenbacher Drucker von Büchners „Hessischem Landboten“. Auch sein Aufsatz über den Mord an Christian Pless, einem Mitglied des „Reichsbanners“, am Wahlsonntag im März 1933 wurde gedruckt. Dazu kamen zahlreiche Aufsätze zu geschichtlichen Themen.

Von der Offenbacher Sparkasse wechselte er 1963 zur Deutschen Bundesbank in Frankfurt. In Alt-Ginnheim holt er sich heute – nahe der ehemaligen Römerstraße von NIDA zur Militärstation am Dom – vielfältige Anregungen von seinem geschichtsträchtigen Vorort.

HERMANN-JOSEF HAKE, GUTLEUTVIERTEL

## Die Geschichte des Frankfurter Gutleuthofes



Seit etwas mehr als 30 Jahren lebe ich im Frankfurter Gutleutviertel. Als ich nach Frankfurt zog und als Unwissender vom ehemaligen Theaterplatz aus von der Nr. 1 der Gutleutstraße meinen Spaziergang zwecks Wohnungsbesichtigung begann, nahm diese Straße für mich kein Ende. Ich kam an zwei Kirchen vorbei. Die eine, vor dem Baseler Platz gelegen, war die Weißfrauenkirche, die andere, hinter ihm, die Gutleutkirche. Die Schritte zu meiner zukünftigen Wohnung führten mich dann an einem heruntergekommenen, leerstehenden Gebäude vorbei, das mir ziemlich endlos erschien, da es fast die gesamte Fläche zwischen der Stuttgarter- und der Hafensstraße ausmacht. Es war die Gutleutkaserne. Ich wurde also Bewohner des Gutleutviertels und kam mir schon bald wie ein „Gutleut“ vor. Warum aber dieses Viertel so heißt, beschäftigte mich anfangs nicht. Das änderte sich erst, als ich in Berührung mit der Evangelischen „Gutleutgemeinde“ kam. Schon wieder dieses „Gutleut“...

In dieser Gemeinde begann ich, obgleich Katholik, eine ehrenamtliche Tätigkeit und arbeitete unter anderem am Gemeindebrief mit. Ich lebte von nun an nicht nur im Gutleutviertel, sondern ich fing an, mich mit dem eigentlichen Namensgeber des Viertels, der Kaserne und der Kirchengemeinde – dem Gutleuthof nämlich – zu beschäftigen und verfasste für den Gemeindebrief eine Artikelreihe. Je mehr ich mich damit beschäftigte, umso größer wurde mein Interesse an dem Projekt. Ich verbrachte ganze Nachmittage im Institut für Stadtgeschichte, wälzte Bücher, schrieb ab, fertigte Kopien und freute mich, dass ich irgendwann auf einen Menschen stieß, der mir erzählte, dass es unter dem Stichwort „Almosenkasten“ stapelweise alte Akten gibt, die Aufschluss über die Geschichte des Gutleuthofes geben. Akten, die ins 15. Jahrhundert zurückgehen. Und mein Wunsch, ein Buch über die Geschichte des Gutleuthofes zu schreiben, wurde immer stärker.

Im Zuge der näheren Beschäftigung mit diesem Leprösenhof korrigierte ich meine Ansicht, dieses Viertel heiße so, weil in ihm nur buchstäblich ‚gute Leute‘ wohnen. Auch traf es nicht zu, dass die Menschen, die sich um die Siechen des Gutleuthofes kümmerten, die guten Leute waren, sondern die Aussätzigen selber – da sie nach

---

*„Je mehr ich über den Gutleuthof erfuhr, desto stärker wurde mein Interesse, noch mehr zu wissen.“*

---

mittelalterlicher Vorstellung den anderen, und vor allem denjenigen, die sich um sie kümmerten, den Weg in den Himmel bahnten.

Ich entdeckte, dass dieser Hof auch eine kirchengeschichtliche Bedeutung hat. Auf ihm nämlich gründete sich noch vor der offiziellen Einführung der Reformation in Frankfurt die erste protestantische Gemeinde „extra muros Frankinfordenses“. Zu ihr gehörten nicht

*Der Gutleuthof, Gemälde von 1820.*





Der Gutleuthof 1591. Glasbild – Ausschnitt aus einer Kartenkopie von 1756. (Staatsarchiv Würzburg).

nur die Siechen des Hofes, sondern auch die Protestanten des auf der anderen Seite des Mains gelegenen Niederrad, da sie auf Betreiben der Katholiken – vor allem des in Sachsenhausen residierenden Deutschordeus – in Niederrad keine Kirche bauen durften. Daneben gehörten noch die Bewohner der verschiedenen Höfe, Rebstock- und Hellerhof, und auch das nahe gelegene Griesheim zu dieser protestantischen Gemeinde.

Selbst für die Verteidigung Frankfurts war der Gutleuthof wichtig, da bei ihm die Frankfurter Landwehr, je nach Sichtweise, begann oder endete.

Meine Beschäftigung mit dem Gutleuthof führte mich zu der Feststellung, dass die Stadt Frankfurt 1979 einen großen Fehler machte. Zwar kaufte sie den Gutleuthof für 10,75 Millionen Mark. Doch fiel er den Planierarbeiten zum Opfer. Auf dem Gelände entstand die Werner-von-Siemens-Schule, deren Richtfest 1988 gefeiert und die 1990 bezugsfertig wurde.

Mit dem Gutleuthof wurde ein Kulturgut zerstört.

## ZUR PERSON



### Hermann-Josef Hake

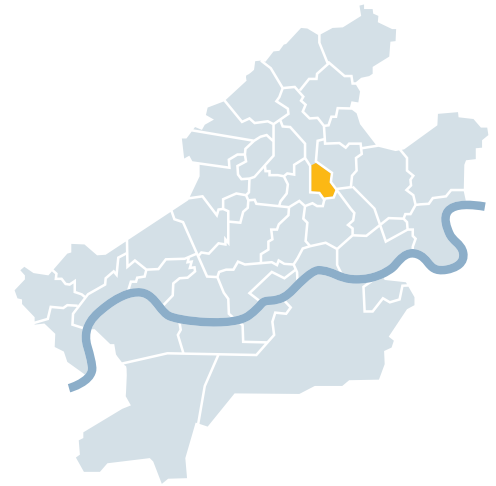
Mein Name ist Hermann-Josef Hake. Ich bin inzwischen 71 Jahre alt und wohne seit 1978 auf der Gutleuthstraße im schönen Gutleutviertel. Eigentlich wollte ich nur zwei Jahre in Frankfurt wohnen, doch irgendwie gefiel mir die Stadt so gut, dass ich nicht mehr von hier wegkam.

Als ein aus der Stadt Papenburg gebürtiger Emsländer – der Stadt, aus der übrigens die berühmten Aida-Kreuzfahrtschiffe stammen – lebe ich gern in Frankfurt. Das liegt wahrscheinlich an der Aufgeschlossenheit der Menschen, der Geschichtsträchtigkeit der Stadt und dem in Frankfurt herrschenden multikulturellen Flair.

Als Lehrer, der unter anderem auch Geschichte studierte, interessierten mich der Namensgeber des Gutleutviertels und alles, was Gutleut in seinem Namen hat, besonders. Mit der Zeit kam so viel Material an Texten und Bildern zusammen, dass ich mich entschloss, privat eine Homepage über das Gutleutviertel zu gestalten, in der ich alles veröffentlichte ([www.gutleut.de.vu](http://www.gutleut.de.vu)). Auch setzte ich meinen Wunsch, eine Geschichte des Gutleuthofes zu schreiben, in die Tat um.

DIETER KNAUS, ECKENHEIM

## Vom Landwirtschafts- und Handwerkerdorf zum Stadtteil des Handels und der Dienstleistung



Der Wandel Eckenheims vom eigenständigen Dorf zum heutigen Frankfurter Stadtteil ist schon des öfteren Thema von stadtteilhistorischen Arbeiten gewesen. Hier, zum Beispiel in dem Buch des StadtteilHistorikers Oskar Pfreundsuh, sind die Hintergründe der Eingemeindung recherchiert und dokumentiert worden. Das ist in gewisser Hinsicht die Grundlage und die modellhafte Erzählung der Eckenheimer Geschichte. Der Beitrag des StadtteilHistorikers Dieter Knaus soll dieser Geschichte nun einen weiteren, nicht minder

wesentlichen Aspekt hinzufügen: der dynamische wirtschaftliche Wandel, der tiefgreifende strukturelle Änderungen ausgelöst hat.

Eckenheim hat sich im Laufe seiner Geschichte nämlich auch in wirtschaftlicher Hinsicht wesentlich verändert. In manchen Epochen war dieser Wandel kaum spürbar, in anderen jedoch ereigneten sich markante Änderungen in kürzester Zeit. Dieser Verlauf steht wiederum im Kontext aller anderen geschichtlichen Ereignisse – es entsteht ein dynamisches, wirklichkeitsgerechtes Bild eines andauernden, sich stetig beschleunigenden Strukturwandels.

Der Weg vom „Bauern- und Arbeiterdorf“ zur „Altenwohnstätte“ der Stadt und weiter zum „Familiengarten im Frankfurter Norden“ hat auch für die Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe in Eckenheim einen – diese paradoxe Formulierung sei an dieser Stelle erlaubt – steten Wandel bedeutet. Viele alteingesessene „Selbstständige“ haben den Standort aufgegeben, andere sind gekommen (und schon wieder gegangen), aber





## ZUR PERSON



Eckenheim, Plan von 1896/97. (Bild: ISG)



### Dieter Knaus

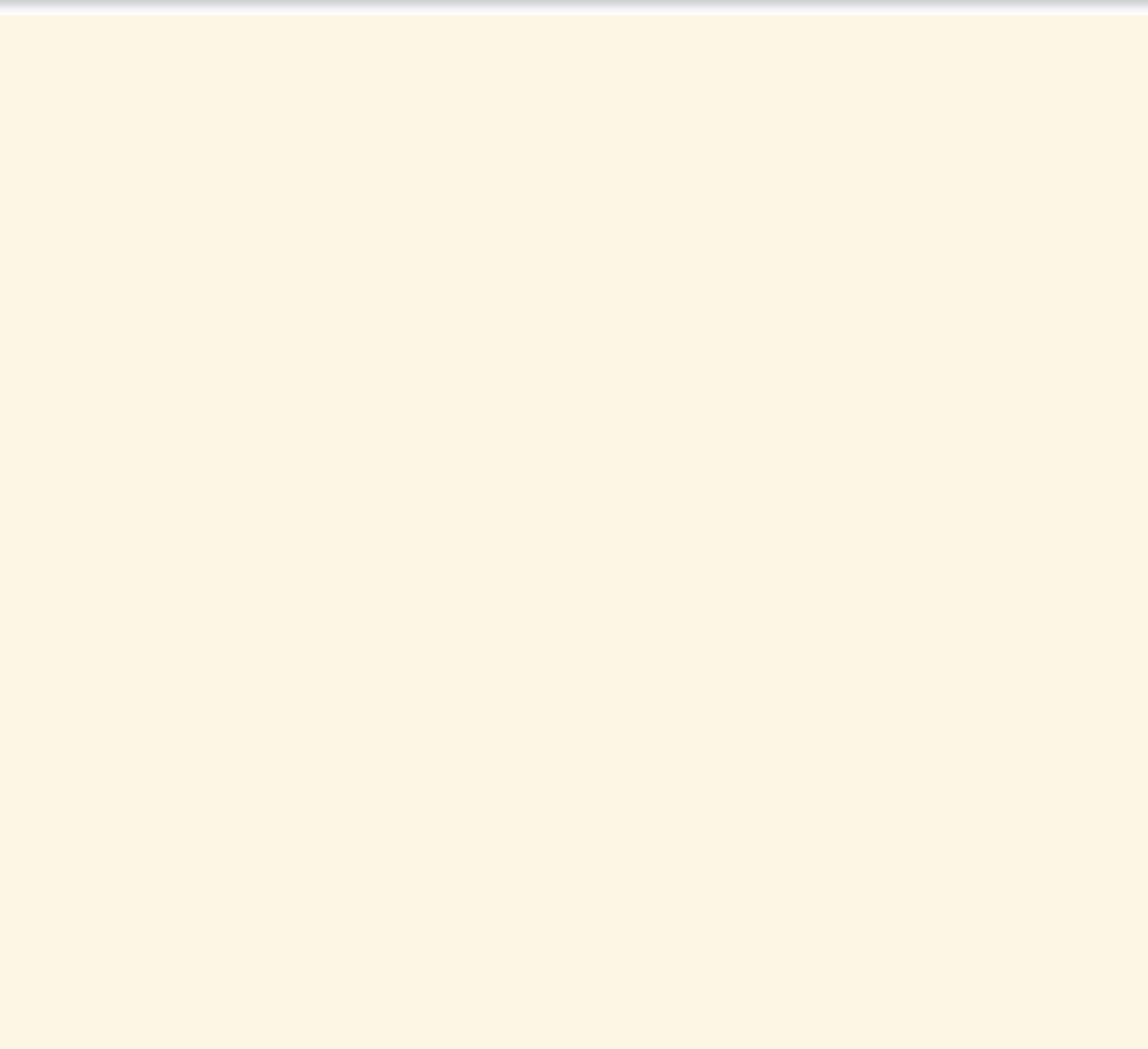
Der StadtteilHistoriker Dieter Knaus wurde im Jahr 1954 in Frankfurt-Eckenheim geboren, wo er auch die Grundschule besuchte. In den Jahren 1974 bis 1978 absolvierte er eine Lehre zum technischen Zeichner und machte zudem eine Fortbildung zum Grafiker. Nach einigen Jahren in diesem Beruf bei Frankfurter Unternehmen machte Knaus sich selbstständig und begann sehr frühzeitig, sich mit der Digitalisierung des gesamten Arbeitsfeldes auseinanderzusetzen. Heute ist er als Berater und Dozent für Computergrafik tätig. Er engagiert sich seit Jahren für seinen Stadtteil.

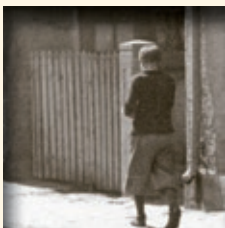
*„In Eckenheim zeigt sich der strukturelle Wandel der Wirtschaft nach meiner Überzeugung besonders deutlich: mal im Schneckentempo, mal rasant und durchgreifend.“*

manche Eckenheimer Gewerbetreibende können auch auf eine über Generationen währende Tradition zurückblicken. Der für dieses Projekt wichtige Strukturwandel kristallisiert sich für den Stadtteil-Historiker Knaus zum Beispiel im ersten Eckenheimer Supermarkt, einem HL-Markt. „Alleine die Betrachtung Eckenheims von den kleinen Lebensmittelgeschäften, Bäckereien und Metzgereien, über diesen ‚Ur-Discounter‘ bis zu den heute vertretenen Großketten stellt eine interessante Aufgabe dar“, schreibt er. „Doch der Bogen reicht natürlich auch vom Maler und Schlosser, den kleinen Produktionsbetrieben und Tankstellen über große Autohäuser bis zu den Wirtschaftsbetrieben, die in Eckenheim keine ausreichende Verwurzelung mehr finden oder erreichen können, und die den Stadtteil nur noch als Firmenstandort nutzen.“

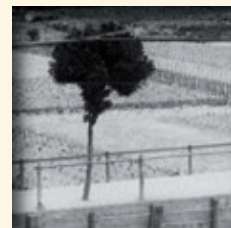
Frankfurt-Eckenheim, Kurzröderstraße, 1915. (Foto: ISG)

So sehr unsere Gegenwart globalisiert ist – und angesichts vieler Herausforderungen vielleicht auch sein muss –, so wichtig bleibt für unseren Alltag doch die kleine, überschaubare und tatsächlich nachvollziehbare, erlebbare Wirtschaftseinheit Stadt, Stadtteil, Dorf. Hier zeigt sich im Kleinen, wie sich unsere Lebenswelt auch im Großen verändert. Eckenheim erscheint für eine solche Mikro-Studie besonders geeignet.





# 02



Frankfurter Originale

HORST NOPENS (STADTHEILÜBERGREIFEND)

## Die abenteuerliche Reise der sieben Kräuter

Eine Geschichte der Frankfurter Grünen Soße



Der StadtteilHistoriker Horst Nopens beschreibt in einem beinahe 300 Seiten starken Roman den Weg, wie die Grüne Soße von ihren Anfängen – dem Beginn der christlichen Zeitrechnung – über das Mittelalter, von Rom, schließlich über die Toskana und über Frankreich bis nach Oberrad, das Gärtnerdorf von Frankfurt am Main, gekommen sein könnte. Es ist eine weitläufige, gesamteuropäische, die Zeitalter und die Kulturen übergreifende Erzählung geworden, die die Frankfurter Stadtgeschichte in einem – für dieses

Projekt – ungewöhnlichen fiktionalen Ansatz beleuchtet. Die Kapitel klingen verlockend; Ruhezeiten scheinen mit Bewegung und Bedrängnis abzuwechseln: „Die Zeit in Florenz“, „Sacco di Roma“, „Maria de Medici, Königin von Frankreich“, „Die Hugenotten“, „Die Flucht“, und die Ankunft in Oberrad mit „Die grüne Soße“.

Aber alles begann dereinst an einem Küchentisch und einer aufmunternden Erzählung der „Oma Jung“. Diese Rahmenhandlung des

---

*„Auch meine Lebensgefährtin stimmte damals dem Projekt zu. Das war äußerst wichtig, kann sie doch als Expertin im Herstellen der ‚Grie Soß‘ nach dem zum Standard gewordenen Rezept gelten: sieben Kräuter, nicht mehr, nicht weniger!“*

---

Gemüsegärten in Oberrad, ca. 1893. (Foto: ISG)





Kleinmarkthalle Frankfurt am Main, 1979. (Foto: ISG)

Romans handelt davon, „wie die Grüne Soße zu uns nach Oberrad gekommen ist.“ Und die Geschichte beginnt so: „Es war vor vielen hundert Jahren, als in unserem Wald die Kräuter-Lucia lebte. Sie kam nach dem Dreißigjährigen Krieg aus Frankreich als Flüchtling nach Oberrad. Leider existieren über sie in keinem Kirchenregister oder in Rathausunterlagen von Oberrad oder gar von Frankfurt Nachweise, obwohl sie tätig und verändernd in das Leben von Oberrad eingegriffen hatte.“

Vor mehr als 300 Jahren also hatte diese Kräuter-Lucia die Oberräder mit der Grünen Soße bekannt gemacht. Nopens beschreibt diese erste Grüne Soße als eine Art Urform, gewissermaßen als den Prototyp, der seitdem manche Abwandlung und Weiterentwicklung erfahren hat. „Allerdings waren die wesentlichen Bestandteile der Grünen Soße schon damals die Kräuter“, so Oma Jung im Roman des StadtteilHistorikers. „Heute hat man genau festgelegt, welche sieben Kräuter in einer Grünen Soße enthalten sein müssen. Nur dann ist es die echte Frankfurter Grüne Soße.“

Von da aus lassen sich die Wurzeln noch weiter zurückverfolgen, bis in die Kultur des Mittelmeeres vor rund 2000 Jahren. Eine spannende, geradezu mitreißende Geschichte nimmt ihren Lauf, die – neben den vielfältigen kulinarischen Aspekten und der immensen Bedeutung des Stadtteils Oberrad für die Frankfurter Kultur schlechthin – die Bedeutung Frankfurts im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit erlebbar und anschaulich macht.

## ZUR PERSON

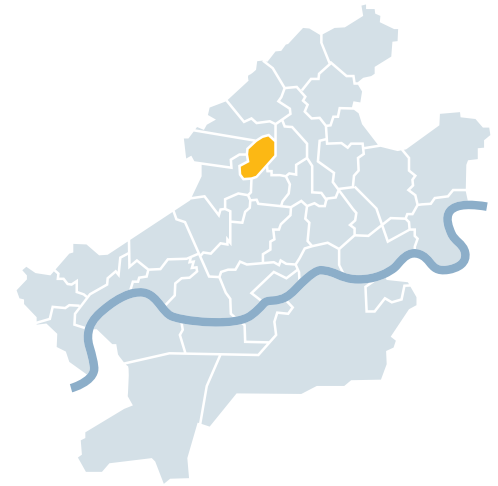


### Horst Nopens

Ich wurde im Jahre in 1937 als mittleres von drei Kindern in Königsberg in Ostpreußen geboren. Es war ein schöner Sommertag. Das Kriegsende erlebte ich in Sachsen. Nach mehrmaligen Versuchen gelangte die Familie 1947 in den „goldenen Westen“, nach Ostfriesland. Im Jahr 1955 wurde ich in Frankfurt am Main sesshaft und heiratete 1973. Meine Existenzgrundlage war meine 30-jährige Tätigkeit als Projekt-Ingenieur im Bereich Heizung, Lüftung und Sanitär. Meine Frau verstarb 1989. Mittlerweile bin ich Rentner und lebe mit meiner Lebensgefährtin Rosi im Frankfurter Gärtnerdorf Oberrad.

Seit über 50 Jahren spiele ich Handball. Das Fahrradfahren, erlernt auf den langen Schulwegen in Ostfriesland, dient mir nicht nur zur Fortbewegung, sondern in gleicher Weise als Freizeitbeschäftigung – ein ideales Fitnesstraining.





KARLHEINZ FRITZ, HEDDERNHEIM

## „Guts, Klunscher, Knolle“ – Entwicklungen und Spezialitäten des Hedder- heimer Dialektes im 18. und 19. Jahrhundert

Meine Kindheit habe ich im Kreis von Onkels, Tanten und Cousins verlebt – in „Jamins Hof“, dem Anwesen der Hedderheimer Großmutter Marie Jamin, geb. Kunz. Hochdeutsch war bei uns die Sprache der Pfarrer und Lehrer.

Nun wohne ich seit 40 Jahren in Harheim, und hier hörte ich auch die folgende Geschichte. Eine Frankfurterin wanderte nach Kanada aus und arbeitete dort in einem Supermarkt. Eines Tages hört sie vertraute Laute: kein Zweifel, zwei Touristen aus Frankfurt! Sie horcht genauer hin und begrüßt die Leute zielsicher mit den Worten: „Na, auch aus Heddernheim?“ – Und so war es!

Diese Geschichte führte mich direkt zu meiner Projektidee, denn die Hedderheimer Mundart muss Spezialitäten aufweisen, die sie unverwechselbar und wiedererkennbar macht. Diese Spezialitäten

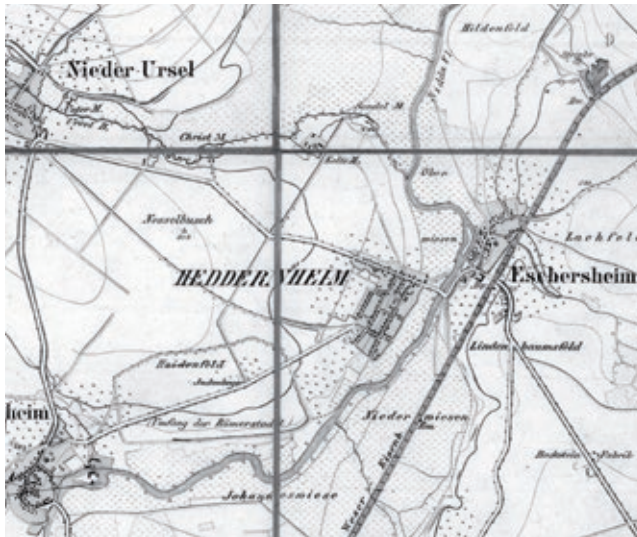
wollte ich aufspüren und ihre Herkunft klären. Mein Ausgangsmaterial war die Sprache meiner Großmutter, die von 1859 bis 1951 in Heddernheim lebte. An ihre besonderen Ausdrücke und Redensarten kann ich mich immer noch gut erinnern.

Meine Rekonstruktion beginnt mit dem Jahr 1648, als nach dem Dreißigjährigen Krieg das Kurmainzische Heddernheim verödet dalag und die Grundherrschaft neue Pächter anwerben musste. Damals begann auch die stattliche jüdische Gemeinde einen Neuanfang. 1740 zog der Freiherr von Riedt samt Familie, zahlreicher Dienerschaft und umfangreicher ‚Wirtschaft‘ von Mainz in sein neu erbautes Schloss nach Heddernheim. Damals berichtete er von starkem Zuzug aus der Wetterau. 1803 wird Heddernheim Teil des neuen Herzogtums Nassau. In diesen Zeiten wächst auch die jüdische Gemeinde weiter, die zeitweise die größte in Nassau ist. Die Nassauische

Alt Heddernheim, 1934. (Bild: ISG)



## ZUR PERSON



Plan von Heddernheim, 1876. (Bild: ISG)

Niederlassungsfreiheit nach 1806 schließlich brachte eine große Zahl von Menschen aus den Armutsgebieten zwischen Lahn und Hochtaunus in das prosperierende, da gewerblich genutzte Urselbachgebiet und damit auch nach Heddernheim. Alle diese Gruppen bildeten, verändern und bereichern den spezifisch Hedderner Dialekt. 1871 wurde im neuen Kaiserreich die allgemeine Niederlassungsfreiheit wirksam und der Zuzug auch aus Bayern, Thüringen und Preußen begann. 1910 wurde Heddernheim nach Frankfurt eingemeindet und der Dialekt verstädterte. Soweit in groben Zügen die historische Einordnung der verschiedenen Quellen des Hedderner Dialektes.

*„Heddernheim hatte in meiner Kindheit ein gewisses Eigenleben, und noch heute fühle ich mich nicht so ganz als ‚echter Frankfurter‘. Wohl aber bin ich stolz auf die gemeinsame Geschichte aller Orte und Vororte längs der Nidda.“*

Die Spezialitäten des Hedderner Dialektes finden sich alles in allem weniger in der Phonetik, also der Aussprache, als im Wortschatz. Deutlich wird dies zum Beispiel in Ortsbezeichnungen und Flurnamen wie Brühlwiese (von galloromanisch brogilo = Buschwiese), Dalles (dael = Feld, Platz), oder Wingert als Bezeichnung eines eingezäunten Graslandes. Anderes stammt aus der Zeit, als der Freiherr nach 1720 das Land systematisch erschloss, wie Kaltmehl (Mühle für kaltgepresstes Leinöl), Schnupfmehl (Mühle zur Herstellung von Schnupftabak) oder Sandelmehl (Mühle für Sandelholzpulver als rotes Pigment). Auch die französische Alltagssprache der Schlossbewohner trug ihren Teil zum Hedderner Wortschatz bei. Zu-



**Karlheinz Fritz**

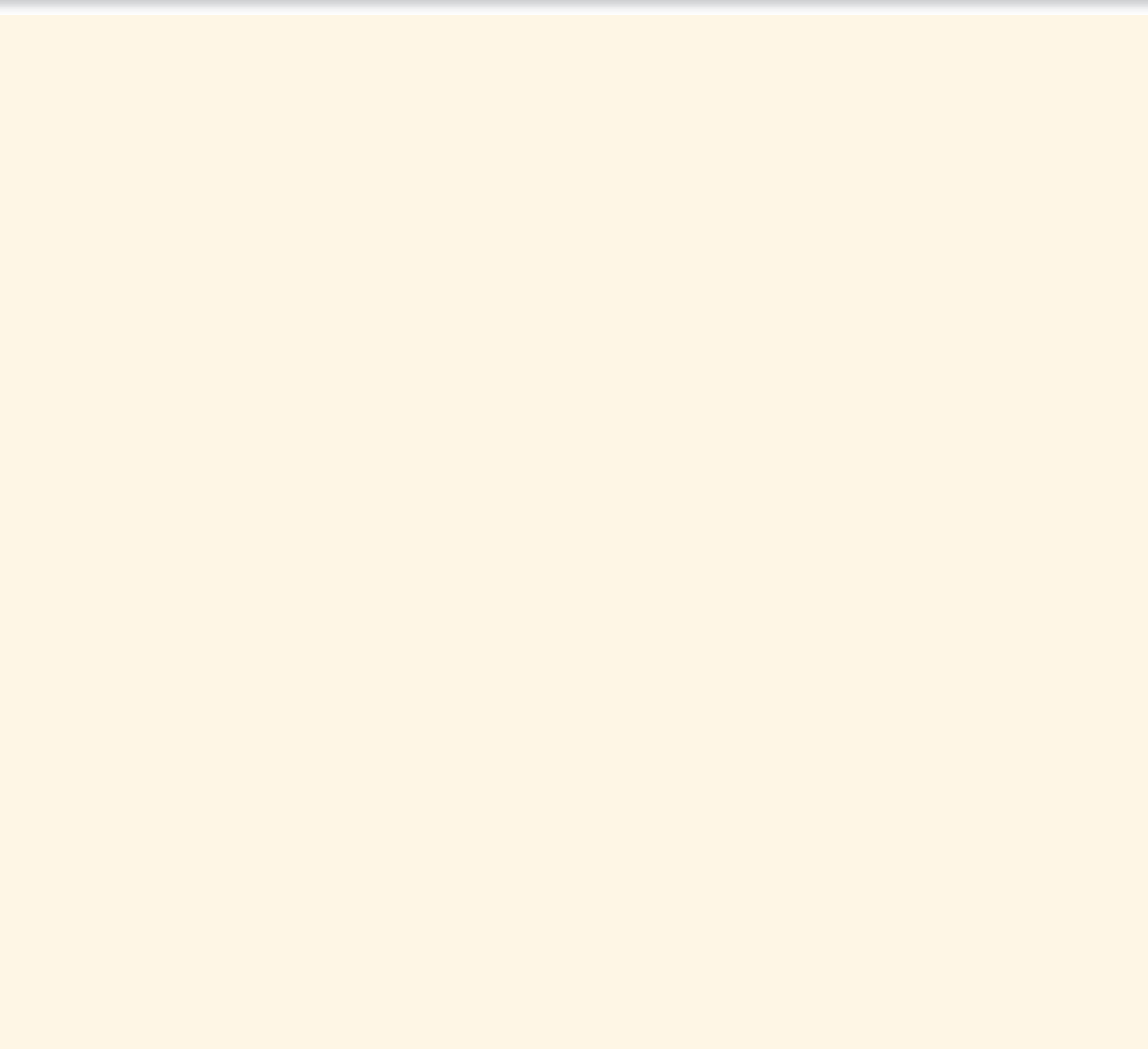
Der Stadtteilhistoriker Karlheinz Fritz wurde 1930 in Frankfurt am Main geboren. Er besuchte die Grundschule in der Römerstadt und in Eschersheim, darauf die Mittelschule in der Innenstadt und schließlich von 1947 bis 1951 das Eschersheimer Ziehen-Gymnasium. Nach dem Studium legte er ebenfalls in Frankfurt am Main seine Diplomprüfung als Handelslehrer ab.

Nach einer Station in Hofheim am Taunus war er bis 1992 Oberstudienrat und Studiendirektor an der Wilhelm-Merton-Schule in Frankfurt.

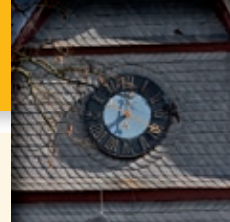
Fritz geht im Kulturverein Harheim und im Geschichtsverein Heldenbergen im Main-Kinzig-Kreis seinen Interessen an der Geschichte der Wetterau und den Mundarten des Rhein-Main-Gebietes nach. Er lebt in Frankfurt-Harheim.

rückverfolgen lassen sich zum Beispiel tribelieren für nötigen, pexieren für etwas anstellen, aber auch Drimmo (von frz. trumeau) für Wandspiegel und die Suffitelamp (von frz. soffit = Sims). Schließlich seien noch Synonymreihen erwähnt, wie die in Heddernheim so wichtigen, zahlreichen Möglichkeiten zu „schimpfen“ (schellen, schenne, runner buzze, trakdiern, knottern oder zackern) und – als nicht wegzudenkendes Element der Fastnacht – die vielen Bezeichnungen für „Bonbons“ als Guts, Glunscher, Knolle, Zuckersche – um nur einige zu nennen.

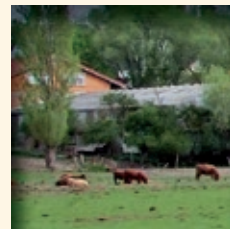
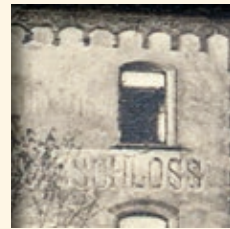
Schon diese kleine Auswahl aus meinen Befunden – und ich sammele aktiv und anhaltend weiter! – und ihrer jeweiligen historischen Einordnung mag erklären, warum im fernen Kanada nicht etwa pauschal Frankfurt als Herkunftsort der Touristen angegeben werden konnte, sondern genau und zutreffend: Heddernheim!







# 03



Von Karten und Fluren –  
Landwirtschaft und dörfliche Entwicklung

DR. FRIDERUN FUCHS, BERGEN-ENKHEIM

## Räumliche Entwicklung von Bergen-Enkheim

Geschichtliche Verläufe lassen sich anhand des persönlichen Erlebens nachzeichnen. Die hierzu herangezogenen Zeugen können schon lange tot sein oder noch leben. Ob sie nun auf Fragen eines Interviewers antworten oder ihre Aufzeichnungen in welcher Form auch immer zu Papier gebracht haben – es spielt im Grunde keine entscheidende Rolle. Prüfen und bewerten, gewichten und wo nötig auch gegeneinander abwägen muss man die „Antworten“ und die Quellen-„Zeugnisse“ im Hinblick auf die eigenen Fragen in beiden Fällen. Am Ende entscheiden die Gegenwart und ihre Interessen – aus der ja auch die Fragestellungen stammen –, vermittelt über die Forschung, über „die“ zu erzählende Geschichte.

Dieser kurze Exkurs zur Frage von Quellen, ihrer Ermittlung und Benutzung sei erlaubt, denn die StadtteilHistorikerin Dr. Friderun Fuchs ist einen signifikant anderen Weg gegangen. Dabei konnte sie auf ihre Kenntnisse und ihre Erfahrung als Geographin und Akademische Direktorin am Geographischen Institut der Goethe-Universität

Frankfurt am Main zurückgreifen. Sie wählte einen geographisch-dokumentierenden Zugang zur Stadtgeschichte. Es ging ihr also weniger um die von einzelnen Zeitgenossen beobachtbaren Entwicklungen, sondern um die räumliche Entwicklung – am Beispiel Bergen-Enkheims – als ein Phänomen von langer Dauer, in dem sich sozusagen hinter dem Rücken der Akteure aus vielen kleinen, im Detail beinahe unsichtbaren Veränderungen Zug um Zug eine neue For-

---

*„Phasen der Entwicklung eines Raumes – einer Stadt, einer Landschaft – lassen sich gut durch Karten und ähnliche Darstellungen dokumentieren.“*

---



Berger Triebstraße, 1934.



Altes Berger Rathaus. (Foto: Eva Kröcher)

mation herauschält. Ordnet man die herangezogenen Quellen chronologisch – alte Karten, Pläne, Luftbilder und Satellitenaufnahmen –, ist irgendwann die Entwicklung vom klein parzellierten Bauerndorf hin zu einem vorstädtischen Stadtteil sichtbar.

„Auf der Basis von Plänen und Karten, Luftbildern und Satellitenaufnahmen lässt sich die Entwicklung eines Raumes zeitlich einordnen und dokumentieren“, so schreibt sie. Es geht um den „Ausbau von Siedlungen, Industriegebieten und Verkehrswegen, Parzellierung von landwirtschaftlichen Nutzflächen und die Verteilung der Landnutzung.“ Aus allen diesen Faktoren, aber aus keinem allein und ausschließlich, setzt sich die Entwicklungsgeschichte zusammen – wechselvoll, aber im Nachhinein bestechend in ihrer Folgerichtigkeit. So lässt sich der Weg Bergen-Enkheims von der Selbstständigkeit bis zum 1977 eingemeindeten Stadtteil Frankfurts dokumentieren und für alle Interessierten detailliert nachverfolgen.

## ZUR PERSON



### Dr. Friderun Fuchs

Dr. Friderun Fuchs wurde 1934 in Stadtroda in Thüringen geboren. 1941 wurde sie in Fulda eingeschult, wo sie nach einer Zwischenstation während der letzten Kriegsjahre in der Rhön 1956 das Abitur ablegte.

Bis 1963 studierte sie in Frankfurt am Main und in Innsbruck unter anderem Physik, Chemie, Geographie und Sport und legte das 1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ab. Nach einem kurzen Lehrauftrag an einer Schule in Hanau wurde sie noch im selben Jahr 1963 an das Geographische Institut der Goethe-Universität berufen, wo sie als Wissenschaftliche Assistentin, Akademische Rätin und Direktorin amtierte.

Frau Dr. Fuchs lehrte und forschte im Bereich der physischen Geographie – sie betrachtet Mensch und Umwelt als System – bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1998.

Ehrenamtlich war sie zehn Jahre lang in der Arbeitsgemeinschaft Heimatmuseum Bergen-Enkheim tätig. Ein langjähriges Engagement verband sie auch mit der Frankfurter Geographischen Gesellschaft (gegr. 1836). Dr. Fuchs ist Ehrenvorsitzende der AG Heimatmuseum Bergen-Enkheim.

DR. HORST MÜTZ (†), SECKBACH

## Das Dorf in der Stadt



Seckbach, bis ins Jahr 1900 eine selbstständige Gemeinde, war über Jahrhunderte hinweg dörflich und landwirtschaftlich geprägt. Das war auch nach der Eingemeindung nach Frankfurt am Main weiterhin so, mindestens bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Seckbach war das „Dorf in der Stadt“.

Trotz dieser Nähe zur Großstadt – und teilweise eben wegen dieser Nähe und der damit verbundenen Absatzmöglichkeiten – konnte sich die Landwirtschaft so lange behaupten. Hinzu kam die schwierige Versorgungslage im Zweiten Weltkrieg – und die wohl noch

schwierigere in den Jahren danach. Die Landwirte hatten keine Probleme, ihre Produkte zu verkaufen. Und in den Nebenerwerbsbetrieben wurde zumindest so viel produziert, dass es für die Versorgung der Familie, die damals teilweise noch Großfamilie war, reichte.

Doch dann ging es schnell bergab; immer mehr bäuerliche Betriebe gaben auf oder wurden als bloße Nebenerwerbsbetriebe weitergeführt. Mehrere Faktoren haben den Niedergang beschleunigt. Ein wesentlicher davon war die einsetzende Mechanisierung und Technisierung der Landwirtschaft. Immer größere und leistungsfähigere

---

*„Seckbach veränderte sich besonders schnell: Durch die nahe Großstadt gingen immer mehr Flächen der Landwirtschaft verloren, und es entstanden permanent neue gewerbliche Arbeitsplätze praktisch vor der Haustür.“*

---



Heiligenstock, Seckbach, ca. 1930.  
(Foto: ISG)



Rathaus Seckbach, 1915. (Foto: ISG)

Maschinen kamen zum Einsatz. Sie können aber nur auf großen Flächen wirtschaftlich eingesetzt werden. Die gab es in dieser Form in Seckbach nicht, die Parzellen waren viel zu klein, oft weniger als 100 Quadratmeter. Außerdem wurde die notwendige zu bewirtschaftende Fläche, um eine Existenz zu sichern, immer größer. Diese landwirtschaftlichen Flächen waren in der Gemarkung Seckbach in diesem Umfang nicht vorhanden, zumal die nahe Großstadt immer wieder Land für andere Nutzungen forderte.

Im Jahre 2007 hat der letzte Bauer in Seckbach die Viehzucht und Viehhaltung eingestellt. Da war es höchste Zeit niederzuschreiben, was die Landwirtschaft lange Zeit für Seckbach und seine Menschen bedeutete. Es eilte auch deshalb, weil das alltägliche Leben im Dorf und auf „dem“ Seckbacher Bauernhof später nicht mehr nachvollzogen werden könnte, da wohl kaum etwas davon in Archiven dokumentiert wurde und für kommende Generationen dort einsehbar wäre. Es sind einige wenige Zeitzeugen die jetzt noch davon erzählen können – Bauern, deren Leben das Seckbacher Feld war und die das Glück hatten, alt zu werden. Die Befragung von Zeitzeugen war deshalb auch die wichtigste Quelle für die vorliegende Arbeit. Das Bildmaterial kommt weit überwiegend aus den privaten Schatullen Seckbacher Familien.

## ZUR PERSON



### Dr. Horst Mütz †

Der StadtteilHistoriker Dr. Horst Mütz ist in Seckbach aufgewachsen, war von Beruf Arzt und führte viele Jahre eine ärztliche Praxis im Stadtteil. Hierdurch hatte er umfassenden Einblick in die Seckbacher Verhältnisse.

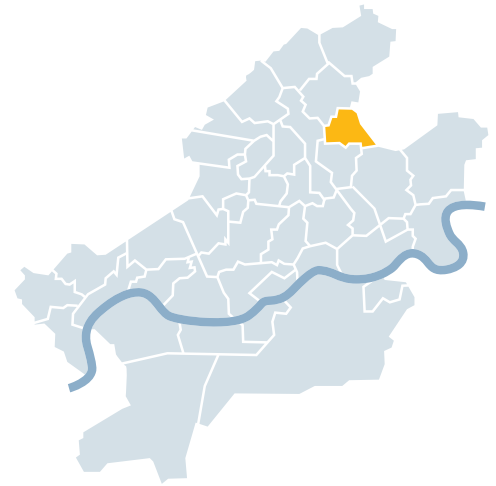
Als sich Dr. Horst Mütz um die Funktion des StadtteilHistorikers bewarb, war unabhängig davon ausgemacht, dass ihn der Kultur- und Geschichtsverein 1954 Seckbach e. V., dessen stellvertretender Vorsitzender er war, bei der Bearbeitung des Projekts unterstützt. Leider hat sich während des Bearbeitungszeitraums der Gesundheitszustand des StadtteilHistorikers so sehr verschlechtert, dass die Unterstützung umfangreicher sein musste als zunächst vorgesehen. Die Unterstützung leistete die Arbeitsgruppe „Historienforschung“ im Verein. Das Projekt war gerade fertiggestellt, als Dr. Horst Mütz im Dezember 2009 verstarb.

*Die Projektvorstellung und das Portrait wurden durch Roland Bolliger vom Kultur- und Geschichtsverein 1954 Seckbach e. V. verfasst.*

HANNELORE OTTO, BERKERSHEIM

## Berkersheim – Lebensbild eines Dorfes

Wiederauflage und Fortsetzung eines stadtteilhistorischen Klassikers



Hellmuth Wollenberg, der Verfasser des kleinen, historischen Buches über Berkersheim, verstarb am 23. Oktober 1994. Seit 1965 hatte er den Bürgerverein Berkersheim e. V. geleitet. Er konnte an der auf seine Initiative zurückgehenden 1200-Jahrfeier im Jahre 1995 nicht mehr teilnehmen. Ich habe ihn persönlich leider nie kennengelernt. Ich zog erst am 24. September 1994 nach Berkersheim. Hellmuth Wollenberg

Von Anfang an war ich begeistert von seinem Buch „Berkersheim – Lebensbild eines Dorfes“, und ich habe es immer wieder gelesen. Ich habe Hellmuth Wollenberg für seine hervorragenden Recherchen und seine Form, die Geschichte des Dorfes zu erzählen, bewundert. Nur sein Kapitel „Der Anfang vom Ende“ stimmte mich sehr traurig. Nachdem ich nun selbst 14 Jahre in Berkersheim wohnte, dufte ich

---

*„Der Anfang vom Ende Berkersheims? – Das konnte, das wollte ich nicht glauben!“*

---

war allerdings so etwas wie mein geistiges Vorbild für den Bürgerverein, und wir hatten nicht nur das Engagement bei den Freien Liberalen als Gemeinsamkeit, sondern wohnten auch beide in der Straße „Im Klingefeld“. Wie ich war er Mitglied im Ortsbeirat – allerdings hatte er alle seine Ämter mit dem 80. Lebensjahr zurückgegeben.

allerdings feststellen, dass das Dorf Berkersheim, das zugleich der kleinste Stadtteil von Frankfurt am Main ist, keineswegs „am Ende“ ist. Die Menschen haben ihre eigenen Geschichten, sie erzählen sich Anekdoten, sie grüßen sich auf der Straße, streiten sich und freuen sich zusammen. Man feiert Hochzeiten, Taufen und Feste und nach



Berkersheim – von der Nidda aus gesehen. (Foto: Wikipedia, Dontworry)

Berkersheimer Wappen.  
(Bild: ngw.nl)



wie vor auch die Kerb, den Weihnachtsmarkt und das Turnfest mit dem sogenannten Dorflauf. Das Buch von Hellmuth Wollenberg ist also entgegen seiner eigenen Prognose immer noch aktuell, und so bemühte ich mich schon sehr früh darum, das Buch neu aufzulegen, was in den 90er Jahren allerdings zunächst nicht möglich war. Erst durch das Projekt „StadtteilHistoriker“ der Stiftung Polytechnische Gesellschaft bekam ich freundlicherweise von der Polytechnischen Gesellschaft die Rechte an dem Buch übertragen. Ich wollte mit der erneuten Herausgabe erreichen, dass das Buch wieder in die Haushalte von Berkersheim kommt und zu allen, die sich für diesen liebenswerten Stadtteil interessieren.

Ich habe nur wenige Kapitel hinzugefügt, um das heutige „Lebensbild eines Dorfes“ aufzuzeigen. Wenn ich heute durch die Felder von Berkersheim, die Niddawiesen oder die kleinen Straßen gehe, so hat sich kaum etwas verändert, obwohl über 2.400 Bewohner in den letzten 15 Jahren – ermöglicht durch den Wegzug der amerikanischen Bewohner – neu zugezogen sind. Ich wollte also nur einen kleinen Beitrag dazu leisten, dass das hervorragende Buch von Hellmuth Wollenberg wieder aufgelegt wird. Ich will allerdings darauf hinweisen, dass die Berkersheimer mit ihrem Festbuch zur 1200-Jahrfeier eine Festschrift herausgegeben haben, die die eigentliche Fortsetzung des Buches von Hellmuth Wollenberg ist. Ich beschränkte mich in meiner Fortsetzung nur darauf, ein wenig ab dem Jahr 1995 und von heute zu plaudern.

Ich glaube nicht an einen Anfang vom Ende unseres Stadtteils und seines dörflichen Charakters, sondern bin im Gegenteil davon überzeugt, dass auch meine Nachfolger im Vorstand des Bürgervereins Berkersheim e. V. und alle Vereine mit allen Bürgern von Berkersheim gemeinsam dafür sorgen werden, dass das lebendige Bild des Dorfes Berkersheim erhalten bleibt – und dieser Stadtteil von Frankfurt am Main also immer dörflich geprägt sein wird.

## ZUR PERSON



### Hannelore Otto

Die Rechtsanwältin und Notarin Hannelore Otto engagiert sich vielfältig im öffentlichen Leben und vor allem in ihrem Stadtteil, wo sie lange Jahre für die FDP im Ortsbeirat saß. Im Bürgerverein Berkersheim e. V. amtet sie zur Zeit als 1. Vorsitzende.

ADALBERT VOLLERT, NIED

## Nied – ein Dorf zwischen den Fronten

Die Zeit der Koalitions- und Befreiungskriege 1792 – 1815



Die Weltgeschichte zwischen Französischer Revolution und dem Wiener Kongress spielte sich nicht nur in Paris, Berlin und St. Petersburg ab. Dem Stadtteil-Historiker und ausgewiesenen Spezialisten für Regionalgeschichte Adalbert Vollert ist es zu verdanken, dass eine Brücke über die Nidda, gelegen im Frankfurter Stadtteil Nied, die ihr angemessene Würdigung findet. Denn dort tobte mehr als eine Schlacht zwischen den gegen Frankreich verbundenen Heeren und den mal angreifenden, mal abrückenden Truppen der Revolution. Nied lag (und liegt immer noch) am entscheidenden Übergang nach Höchst, wo damals wie heute eine wichtige Verkehrsader entlangführt. Nur den Namen hat man geändert: aus der „Hohen Landesstraße“ nach Mainz wurde die „Mainzer Landstraße“.

Gleich mehrfach stand die Brücke bei Nied im Mittelpunkt des von Vollert minutiös rekonstruierten und nachgezeichneten Geschehens. Das Hin und Her der Koalitions- und Befreiungskriege führte immer wieder über die Nidda – Richtung Mainz und damit Richtung Frankreich oder von da über Frankfurt weiter in diverse Kleinstaaten und schließlich in preußisches Gebiet.

Doch bleibt das Werk von Adalbert Vollert keineswegs bei einer Aufzählung der Schlachten oder einer reinen Kriegsgeschichte stehen. Völlig zu recht trägt es seinen Titel, in dem das Schwer-



„Das brennende Nied bei dem Gefecht zwischen Kaiserlichen und Franzosen am 17. Mai 1800“, zeitgenössische Guasch eines unbekanntes Künstlers, Historisches Museum Frankfurt.



*„Die von mir geschilderten kriegerischen Ereignisse beherrschten das Leben einer ganzen Generation – und sind doch völlig in Vergessenheit geraten.“*

gewicht auf dem „Dorf“ Nied liegt. Denn weite Teile des Buches sind dem dörflichen Alltagsleben gewidmet, dem Leben und Streben, den Schicksalen seiner Bewohner um 1800. Auch der Fluss selbst, die Nidda, kommt vor. In einem heute kaum noch vorstellbaren Ausmaß bestimmte er durch seine – unregulierten – Gewässer, seinen Sumpf, schließlich durch sein Niedrig- und Hochwasser das tägliche Leben. In dieser in weiten Teilen natürlichen, landwirtschaftlich allenfalls extensiv genutzten Landschaft, stellte eine befestigte Straße in der Regel die einzige Verbindung von einem Punkt zum anderen dar.

In einem in Vollerts Buch zitierten zeitgenössischen Reisebericht aus dem Jahr 1801 heißt es: „Hier bin ich am Gestade der Nidda, dem Schauplatz so mancher blutiger Auftritte während des verflorbenen Krieges [2. Koalitionskrieg]. ... Die Linie, die man zu verteidigen hatte, war immer zu lang für das kleine Corps, das man hier stellen konnte, und so empfanden die unglücklichen Bewohner der Ufer dieses Flusses fast jährlich einmal die Geißel des Krieges. – Das Dorf Nied, das man hier passiert, hat dieses vorzüglich [= vor allem] hart getroffen. An seinem Ausgange nach Höchst zu, ist die Brücke über den jetzt kleinen Fluß, der aber manchmal heftig anschwillt. Jenseits desselben standen die Franzosen und feuerten auf die Teutschen, die sich diesseits verteidigten. – Man sehe die Häuser des Dorfes zur Rechten und zur Linken! Sie sind verwüstet und von Kugeln durchlöchert... Während des Gefechts brannte es im Dorfe. Man denke sich das Entsetzen der Landleute, die ihre Häuser brennen sehen, und den Feind nur hundert Schritte von ihrem Dorf erblicken.“

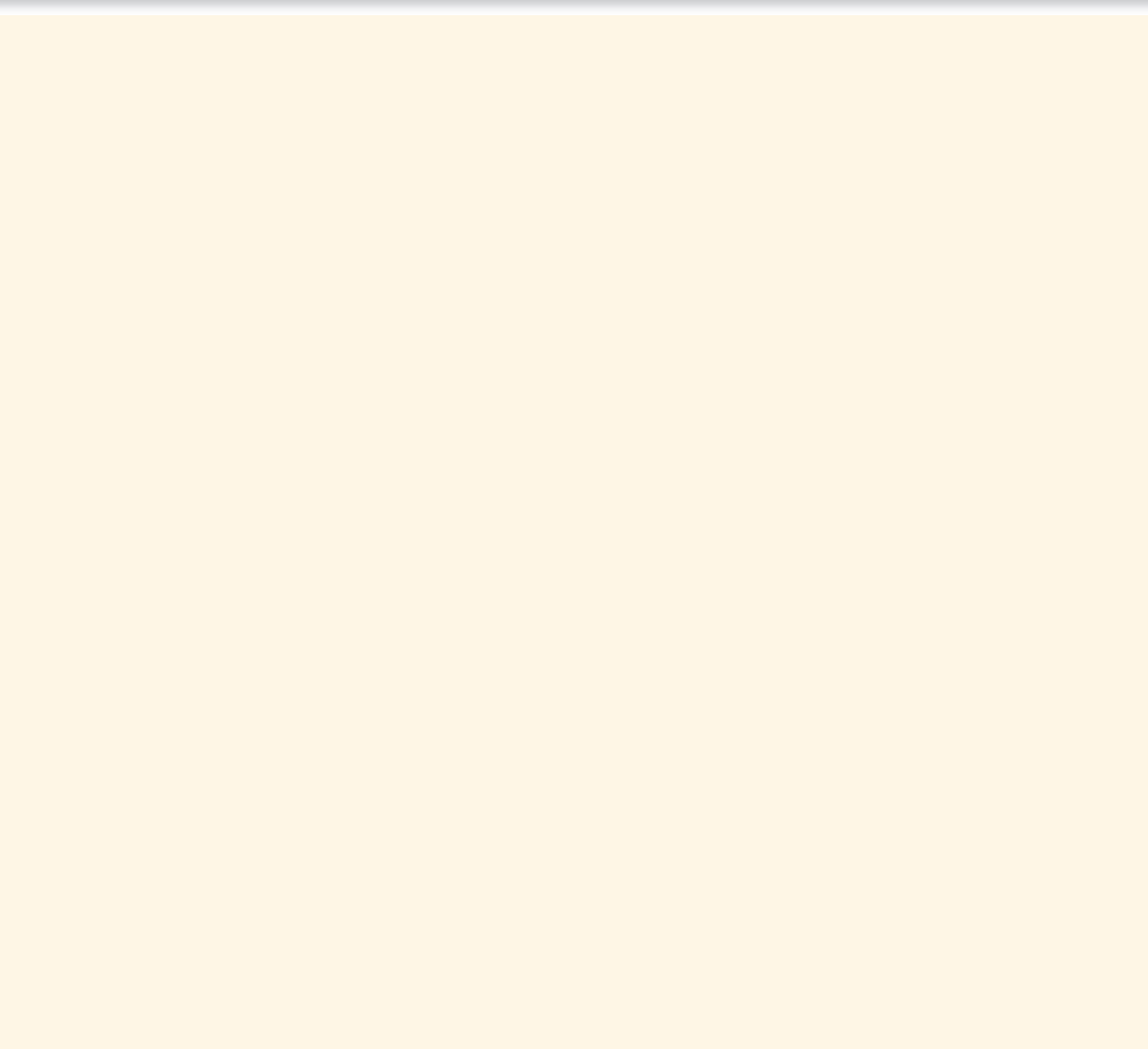
Soweit der Bericht des Zeitgenossen. Doch damit nicht genug. „Weitere 14 schwere Kriegsjahre folgten“, so Vollert. Doch belässt er es nicht bei dieser nüchternen Feststellung, sondern führt in einem annalistischen Abschnitt die Folgen und Kosten der Kriege für Nied detailliert auf. Auch eine Liste mit 52 Geschädigten aus dem Jahre 1795, als die französische Kavallerie die Nidda Richtung Osten überschreiten wollte und die im Dorf verschanzten Kaiserlichen angegriffen hatte (so geschehen am 12. Oktober), führt er an. In dieser Liste werden auch die Einkommensquellen der geschädigten Dorfbewohner deutlich. Am meisten litt demnach offenbar Johann Tempel, der Schankwirt „Zum grünen Baum“, unter wirtschaftlichen Verlusten. Listen und Erläuterungen dieser Art, in denen das tägliche Leben schmucklos und ohne falsche Verklärungen sichtbar wird, gehören neben den zahlreichen Illustrationen und Karten zu den Besonderheiten dieses Buches.

## ZUR PERSON



### Adalbert Vollert

Der pensionierte Lehrer und Schulleiter der Gerhart-Hauptmann-Schule im Frankfurter Ostend Adalbert Vollert wurde 1925 in der damals noch selbstständigen Gemeinde Nied geboren. Er war im Jahr 1982 Initiator des Heimat- und Geschichtsvereins Nied. Die Vereinsgründung sollte den historischen Interessen im Stadtteil einen festen Rahmen geben. Die stadtteilgeschichtliche Entwicklung wurde nicht zuletzt durch ein Buch Vollerts angestoßen: 1978 war die „Chronik von Nied“ aus seiner Feder erschienen.





# 04



Industrie, Handwerk und Gewerbe

FRIEDHELM BUCHHOLZ, BOCKENHEIM

## Die wechselvolle Geschichte eines Industriedenkmals – Die alte Druckerei Dondorf



Auslöser für meine Projektarbeit über die alte Druckerei Dondorf in Bockenheim war ein Artikel in der Frankfurter Neuen Presse vom 17. September 2005 mit der Überschrift „So retten wir die alte Druckerei“. Daraus erfuhr ich von dem geplanten Abriss des über 110 Jahre alten, geschichtsträchtigen Industriebäudes im Frankfurter Stadtteil Bockenheim. Ich besuchte mehrmals die in die Jahre gekommene ehemalige Druckerei, und die reizvolle Backsteinarchitektur mit dem markanten hohen Schornstein mit roten Rautenornamenten begeisterte mich vom ersten Tag an. Mein spontaner Gedanke war: Dieses Denkmal der Industriekultur in Bockenheim darf nicht abgerissen werden! Das Gebäude steckt auch heute noch voller Leben, es wird geprägt durch die Studenten verschiedener Fachbereiche, hauptsächlich der Kunstpädagogik.

Gegenstand der stadtteilhistorischen Arbeit war die Aufarbeitung der Geschichte der ehemaligen Druckerei Dondorf mit dem immerhin 11.206 Quadratmeter großen Terrain Bockenheimer Landstraße 136-138 / Sophienstraße 1. Das heute noch erhaltene, eindrucksvolle Fabrikgebäude wurde 1890 zur Abwicklung größerer Druckeraufträge errichtet. Der Firmengründer Bernhard Dondorf (1809-1902), geboren in Frankfurt, stammte aus einer im Jahre 1499 von Nürnberg nach Frankfurt eingewanderten jüdischen Familie, deren Mitglieder vorwiegend Ärzte waren. Er besuchte das Philanthropin, machte eine Lehre als Lithograph und eröffnete 1833 eine „Lithographische Anstalt“ in der Saalgasse, die als Fortsetzung der Judengasse parallel zum Main verlief.

Ich bin seit nunmehr neun Jahren Vorsitzender der „Freunde Bockenheims e. V. – Verein für Ortsgeschichte“, und in dieser Periode haben wir einige Industriespaziergänge durch unseren Stadtteil organisiert und Vorträge zu diesem Thema abgehalten. Mich fasziniert die Industriegeschichte Frankfurts mit den historisch interessanten Bauten und speziell die Fabrikgeschichte Bockenheims.



*„Letztlich ist durch unser Bürgerengagement die Fabrik Dondorf vor dem Abriss gerettet worden.“*

Im südlichen Bockenheim befand sich bis 1985 ein recht großes Industriegebiet. Fast alle Gebäude wurden abgerissen, und es entstand ein neuer Stadtteil, die sogenannte City West. Viele schöne und zeittypische Fabrikgebäude – durchaus gute Architektur – verschwanden für immer aus dem Stadtteil, offenbar ohne eine Nutzung auch nur zu erwägen.

Ich bewarb mich im Herbst 2008 als StadtteilHistoriker. In den folgenden Monaten besuchte ich mehrere Archive und Bibliotheken. Nach und nach entstand ein Manuskript für eine 100-seitige Broschüre. Titel: Die wechselvolle Geschichte eines Industriedenkmals – Die alte Druckerei Dondorf. Die Publikation kam pünktlich zur Ausstellungseröffnung heraus. Die gesamte Auflage ist restlos vergriffen. Ein

## ZUR PERSON



### Friedhelm Buchholz

Der StadtteilHistoriker Friedhelm Buchholz besuchte zunächst die Friedrich-Stoltze-Grundschule in Frankfurt am Main. Nach einer Lehre als Industriekaufmann und dem Besuch der Abendschule studierte er Kultur-anthropologie und europäische Ethnologie an der Goethe-Universität.

Er arbeitete bei Kultur- und Museumsprojekten in zahlreichen Gemeinden, erstellte Ortschroniken, Ausstellungskonzepte und organisierte Kulturfeste. Seit 2001 ist er Vorsitzender der Freunde Bockenheims e. V. – Verein für Ortsgeschichte.



Die wechselvolle Geschichte eines  
Industriedenkmal  
- Alte Druckerei Dondorf -  
Frankfurt am Main

*Broschüre und Prospekte des StadtteilHistorikers  
Friedhelm Buchholz.*

Nachdruck ist wegen des großen Interesses vorgesehen, worüber ich mich sehr freue.

Zusammen mit einer Kunstpädagogin hatte ich die Ausstellung damals durchgeführt. Länger als ein Jahr, vom 10. Dezember 2009 bis zum 13. Dezember 2010, war sie zu sehen. Die Ausstellung fand in einer Fabrikhalle des Instituts für Kunstpädagogik statt, direkt neben der ehemaligen Druckerei Dondorf. Weitere Unterstützung kam von den Freunden Bockenheims e. V. und zwei Bürgerinitiativen für den Erhalt der Druckerei. Die Ausstellung war gut besucht. Viele kannten die wechselvolle Geschichte der Fabrik nicht. Die Altersgruppe war bunt gemischt.

Im Zuge der jetzt geplanten Umgestaltung des Campus Bockenheim in einen „Kulturcampus“ stellt die Erhaltung der Fabrik Dondorf einen Meilenstein dar.

ALEXANDRA WYPICH, HÖCHST

## Die Hoechst Werke und die nachfolgenden Unternehmen – die Rolle der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer



Das Projekt war am Friedrich-Dessauer-Gymnasium in Frankfurt am Main-Höchst angesiedelt. Das Dessauer-Gymnasium ist ein reines Oberstufengymnasium mit einem vielfältigen Angebot, darunter auch eine AG Geschichte, die das Projekt zur Hoechst AG (und Nachfolger) durchgeführt hat. Dabei sollte, um die Fragestellung zu konkretisieren und den Schülerinnen und Schülern eine Identifikation zu erleichtern, besonders die Rolle der Angestellten betont

Am Ende eines Projekts, und gerade im Fach Geschichte, ist es wichtig zurückzublicken, die Arbeit aller Beteiligten zu würdigen und über Verbesserungsvorschläge für die Zukunft nachzudenken. Dies gilt umso mehr für Unterrichtende an allgemeinbildenden Gymnasien und in der Arbeit mit Jugendlichen mit multikulturellem Hintergrund.

---

*„Wie aktiv die Schülerinnen und Schüler in diesem Projekt waren! Es gehört mit Sicherheit zu den – wenn ich so sagen darf – Erfolgen eines Lehrerinnenlebens, derartiges sehen zu dürfen.“*

---

und herausgearbeitet werden. Schließlich wählten wir den Titel: „Höchster Werke und die nachfolgenden Unternehmen – Auch die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer haben sie zu dem gemacht, was sie sind!“

Ich möchte meinen Ausgangspunkt zu diesem Resümee noch einmal in der Ursprungsidee nehmen, die uns vor zwei Jahren zu gemeinsamer Arbeit verbunden und motiviert hat. Angesprochen wurden Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufen 11 und 12. Es ging

Farbwerke Hoechst, 1888. (Bild: ISG)



## ZUR PERSON



*Haushaltungsschule der Farbwerke Hoechst, 1908. (Foto: ISG)*

darum, selbstständiges und eigenverantwortliches Lernen zu lernen, und sich gleichzeitig mit der Stadtteilgeschichte – in unserem Fall mit der Wirtschaftsgeschichte verbunden – zu beschäftigen. Es war die Verbindung zwischen den Makro- und Mikrobereichen beim historischen Lernen, die das Projekt interessant machten.

Entsprechend gestaltete sich die Arbeit. Die jungen Leute wählten nach einer kurzen gemeinsamen Einarbeitung selbstständig ihre Themen, recherchierten eigenverantwortlich in den Archiven der HistoCom (einem Dienstleister für Archivierung, unter dessen Ägide das Unternehmensarchiv der Hoechst AG steht) unter der fachkundigen Aufsicht von Herrn Dr. Wolfgang Metternich. Eine Verstärkung erfuhr die kleine Arbeitsgemeinschaft in der letzten Phase, als eine Schülerin des Leistungskurses Kunst das Layout für die „historische Zeitung“ gestaltete, die die Ergebnisse zusammenfasst.

Im Verlauf der AG stellte sich heraus, dass der erforderliche zeitliche Aufwand immer wieder nach oben korrigiert werden musste, wobei eindeutige Fortschritte gerade durch die individuelle Betreuung sichtbar wurden. Eine gut investierte Zeit also. So haben zwei Schülerinnen mit Migrationshintergrund diese Art der Auseinandersetzung mit der Lokalgeschichte gewählt, um über die Zeit des Nationalsozialismus nachzudenken. Für zwei weitere Schüler wurde das Projekt zu einer Möglichkeit, die eigene Familiengeschichte in der Makrogeschichte der Industrialisierung zu sehen.

Das Projekt wurde bereits im Januar 2010 abgeschlossen, um allen Beteiligten eine gute Prüfungsvorbereitung zu ermöglichen. Der abschließende Dank gebührt der Stiftung Polytechnische Gesellschaft und Herrn Dr. Metternich für die freundliche Unterstützung.

*Wöchnerinnenheim der Farbwerke Hoechst, ca. 1910.  
(Foto: ISG, © Christiane Court)*



### Alexandra Wypich

Die StadtteilHistorikerin Alexandra Wypich ist im Jahre 1987 von Polen nach Deutschland übersiedelt. In Frankfurt am Main besuchte sie die Elisabethenschule, wo sie auch das Abitur ablegte. Zunächst studierte sie katholische Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen. Nach einem Studium der Geschichte an der Goethe-Universität wenige Jahre später legte sie die Staatsprüfungen für das Lehramt an Gymnasien ab. Sie unterrichtet an der Leibnizschule und am Friedrich-Dessauer-Gymnasium in Frankfurt-Höchst.



MANFRED KÜHN, PRAUNHEIM

## Die Geschichte der Ziegeleien in Praunheim im 20. Jahrhundert



Mit dem Buch und seinem Titel habe ich mich der Herausforderung gestellt, über die ehemaligen Ziegeleien in Frankfurt-Praunheim so erschöpfend wie möglich zu berichten, obwohl oder gerade weil sieben der acht Ziegeleien keine physischen Spuren hinterlassen haben. Nur an eine einzige Ziegelei erinnern heute noch einige wenige Gebäude.

Das war früher ganz anders. Die Ziegeleien haben im Zeitraum von 1900 bis etwa 1980 das Landschaftsbild rund um Praunheim geprägt, zur Entwicklung des Stadtteils deutlich beigetragen und – trotz zweier Weltkriege und ihrer verheerenden Folgen – das wirtschaftliche Leben über viele Jahrzehnte wesentlich mitbestimmt.

Für meine Recherchen habe ich Kontakte zu Ämtern geknüpft, Museen und Institute besucht, mit vielen Bürgerinnen und Bürgern interessante Gespräche geführt und eine große Menge an Text- und Bildmaterial sorgfältig studiert.

Mein Wunsch ist, dass der Inhalt dieses Buch die vielen Gedanken und Erinnerungen der Menschen ebenso wie ihre Bilder in den Köpfen, aus ihren Schränken und Kellern, gesammelt hat und für die Zukunft erhält. Die ehemaligen Ziegeleien in Praunheim dürfen nicht in Vergessenheit geraten!

Eine solche quasi journalistische Tätigkeit war für mich absolutes Neuland. Ich konnte auf keine bereits vorhandenen Strukturen oder Planungen aufbauen. So dauerte es eine gewisse Zeit, bis, mit der Unterstützung durch meine Frau, die ersten richtungweisenden Überlegungen zusammengestellt waren. Am schwierigsten war die Entscheidung für ein passendes „Medium“.

Die Frankfurter Neue Presse hatte Veröffentlichungen zu den beginnenden Projektarbeiten gebracht. Bekanntmachungen zu meinem Thema auf der Homepage und im Veranstaltungsprogramm des Bürgervereins Frankfurt-Praunheim, in einem Aushang in einem Gemeindezentrum und in einem Zeitungsbericht zum 24. Zehntscheunenfest des Bürgervereins Praunheim haben Kontakte zu späteren Interviewpartnern hergestellt.

Besuche im Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, das Studium der historischen Dokumente vor Ort und die ideale Möglichkeit, sich Kopien nach Hause schicken zu lassen, boten schließlich





---

*„Die Begegnungen mit den Menschen  
waren für mich die entscheidenden  
Momente.“*

---

eine solide Grundlage für die nachfolgenden detaillierten Ausarbeitungen. Auch Besuche im Heimatmuseum in Bad Vilbel-Massenheim und die Gespräche dort mit den Mitarbeitern ebenso wie die Möglichkeit, sich in der Sonderabteilung „Ziegeleitechnik“ umzuschauen und schließlich Literaturquellen einzusehen und auszuleihen, haben das Projekt entscheidend vorangetrieben. Hilfreiche Auskünfte fand ich in Festschriften und in Vereins- und Firmenchroniken. Auch manche schlichte Erwähnung der Ziegeleien in verschiedenen Stadtteilgeschichten habe ich vertiefend herangezogen.

Zu „Meilensteinen“ bei der Bearbeitung wurden die zahlreichen Besuche bei Bürgerinnen und Bürgern verschiedenen Alters (der älteste war Jahrgang 1916), aber auch Einladungen der Interviewpartner zu mir nach Hause. Alle Gespräche verliefen in einer sehr angenehmen und lockeren Atmosphäre. In einigen Fällen ließ ich mit dem Einverständnis meiner Gesprächspartner einen Digital Voice Recorder laufen. Die Wiedergabe des Gesprächs half mir zu Hause, die vielen Gedanken und Aussagen zunächst schriftlich festzuhalten. Diese „Gesprächsnotizen“ haben mir später bei der Niederschrift sehr geholfen. Darüber hinaus kann ich auch nach Fertigstellung des Buches die Zusammenkünfte akustisch aufleben lassen und mich dabei immer wieder erneut beeindruckt lassen, wie die Erinnerung an vergangene Zeiten und „selbst erlebtes Leben“ im Kopf der Menschen ständig gewachsen ist und das Gespräch immer lebhafter wurde. Die vorab vereinbarten Zeitvorgaben wurden in nahezu allen Fällen deutlich überschritten.

Viele Gesprächspartner trugen auf ihre persönliche und unvergleichliche Art zum Gelingen bei – mit der Vorlage von Texten und Fotoserien. Ich durfte mir in Praunheimer Häusern themenbezogene Gemälde ansehen, welche von alteingesessenen Künstlern geschaffen wurden. Auch diese Erlebnisse waren wahrhaftige „Meilensteine“ auf einem insgesamt doch nicht ganz einfachen Weg.

Ich möchte aber auch nicht unerwähnt lassen, dass zu einem bereits fortgeschrittenen Zeitpunkt etwa Mitte des Jahres immer wieder neue Kontakte zustande gekommen sind. Dabei wurden mir auch weitere schriftliche Beiträge und auch Fotoserien angeboten, die ich im Hinblick auf ihren besonderen inhaltlichen Wert und mit dem Respekt vor den Gebern in die laufende Niederschrift einbringen wollte und musste.

Ich war und bin allen Beteiligten unendlich dankbar, und ich bin glücklich, auf diese Weise Praunheimer Geschichte im weitest möglichen Rahmen kennengelernt zu haben.

## ZUR PERSON



### **Manfred Georg Günter Kühn**

Kühn wurde am 9. Juli 1935 in Velbert im Rheinland geboren, wo er auch die Volksschule und das Städtische Naturwissenschaftliche Gymnasium besuchte. Dort legte er im Jahr 1955 das Abitur ab. Er besuchte anschließend die Technische Hochschule in Karlsruhe und schloss das Studium der Verfahrenstechnik mit dem Diplomexamen im Jahr 1961 ab.

Kühn ist seit 1964 verheiratet und hat einen Sohn und eine Tochter. Beruflich war er ab 1. November 1961 bis zum 31. Juli 2000 als Diplomingenieur bei der Firma Lurgi in Frankfurt am Main tätig. Dem schlossen sich noch weitere freiberufliche Tätigkeiten für die Lurgi an. Seit März 2004 ist Kühn Rentner.

1999 ist er in den Bürgerverein Frankfurt am Main–Praunheim eingetreten, er ist heute Beisitzer im Gesamtvorstand und zuständig für das Archiv.

KARLHEINZ TRATT, SINDLINGEN

## Die Entstehung des Buches „100 Jahre Gas und Wasser in Sindlingen“



Schon seit meinem Eintritt in den Ruhestand geisterte mir die Geschichte der Firma Tratt durch den Kopf. Seit meiner Lehrzeit ab 1. April 1953 bis zum Erreichen des Rentenalters am 25. Januar 2003 war ich unmittelbar in der Firma tätig und kannte über die Hälfte der Geschichte der Firma aus erster Hand.

Seit der Gründung des Sindlinger Heimat- und Geschichtsvereins im Jahre 1996 bin ich Archivar dieses Vereins und sammle alles, was für die Nachwelt von Bedeutung sein könnte, insbesondere aber Bilder und Kleindokumente von Firmen, Häusern und Familien. So konnte ich auch einige Unterlagen der Firma Tratt in das Archiv aufnehmen, was mir bei meinen Recherchen in den Jahren 2009 bis 2010 zugute kam.

Als ich von der Ausschreibung der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, der Gerda Henkel Stiftung und der FNP durch meinen Vorsitzenden Herrn Frank erfuhr, bewarb ich mich mit meiner Buchidee als StadtteilHistoriker – und wurde auch tatsächlich angenommen. Hiermit hatte ich nicht gerechnet und war nun stolz und natürlich auch animiert, die Geschichte der Firma Tratt-Schmidt zu Papier zu bringen. Einen Titel für das Buch hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Als blutiger Laie relativ fortgeschrittenen Alters von 70 Jahren machte ich nun die ersten Gehversuche auf diesem Gebiet. Eine große Unterstützung waren mir hierbei die Erfahrungen bei den Workshops im Höchster Schloss, die Erkundung der Quellen im Institut für Stadt-

*Sindlingen, 1912. (Foto: ISG)*





„Kerweborsch“ Sindlingen, 1918. (Foto: ISG)

geschichte Frankfurt, im Wirtschaftsarchiv in Darmstadt, im Archiv der Gewerbeförderungsanstalt, und natürlich auch Gespräche und Akteneinsichten bei Kollegen und bei der Innung Heizung-Sanitär-Klima in Frankfurt. Diese Vorbereitungen nahmen viel Zeit in Anspruch.

Flotter ging es mit dem Zugriff auf die eigenen Firmendaten, hier bestand eher die Schwierigkeit, aus dem reichen Material eine Auswahl zu treffen.

---

*„Besonders bei schönem Wetter fiel mir das Schreiben schwer. Dagegen gab es bei Regen oder Frost umso bessere Fortschritte.“*

---

Nur bei einem von mir ins Auge gefassten Thema bin ich leider nicht weitergekommen. Als ich die Entwicklung der Löhne und der Materialpreise in diesen 100 Jahren einander gegenüberstellen wollte, gab es unerwartete Schwierigkeiten. Denn die Preise von Kupfer, Zink und Zinn wurden vor dem Ersten Weltkrieg an der Englischen NE-Metallbörse für sogenannte ‚Longtons‘ angegeben. Über diese Gewichtseinheit gab es aber nirgendwo mehr eine genaue Angabe, wie viele Kilogramm eine solche Tonne denn beinhaltete. Auch der Erste Weltkrieg und die folgende Inflation und Wirtschaftskrise ließen die Preise in schwindelnde Höhen steigen. Hier musste ich einfach passen, weitere Recherchen hätten auch meinen Zeitrahmen und die Vorgaben für die Fertigstellung des Buches gesprengt.

Bei der eigentlichen Arbeit an meiner Niederschrift hatte ich sehr viel Freude, Frust kam eigentlich nie auf. Immer wieder ging ich gerne in meine Klausur und beschäftigte mich mit Bildern und Text. Allerdings gab es Zeiten, in denen ich gar keine Worte oder einen vernünftigen Text fand.

Mit der Resonanz auf mein Werk bin ich eigentlich zufrieden. Kritische Stimmen sind mir nicht bekannt, jedoch gab es einige Hinweise

## ZUR PERSON



### Karlheinz Tratt

Karlheinz Tratt wurde im Jahr 1938 in Höchst geboren, und er wuchs in Sindlingen auf. Schon sein Vater, Konrad Tratt, war Spengler und Installateur. Nach einem mittleren Abschluss am Leibniz Realgymnasium in Höchst erlernte Tratt das Spenglerhandwerk und konnte seine Gesellenprüfung frühzeitig nach nur drei Lehrjahren ablegen. Er bestand sie mit Auszeichnung. 1960 wurde er Meister.

1971 übernahm Tratt den väterlichen Betrieb und leitete im Jahr 1983 den Umzug des Unternehmens auf ein größeres Firmenanwesen. 2003 übergab er das traditionsreiche Familienunternehmen an seinen ältesten Sohn.

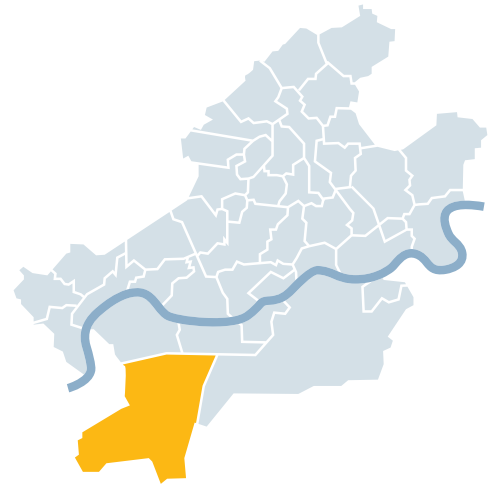
Seit der Gründung des Heimat- und Geschichtsvereins Sindlingen amtiert Tratt dort als Archivar. Die Heimatgeschichte und die Sammlung und Erschließung von Material sind seine Hobbys.

auf kleinere Zeitdifferenzen, die auch tatsächlich vorhanden sind. So sind in der Reihenfolge der Azubis einige wenige Daten durcheinander gekommen. Viel Lob erhielt ich für die Bildauswahl. Hier konnte ich dank meiner Sammelleidenschaft auch aus dem Vollen schöpfen.

In Zukunft werde ich weiterhin für den Sindlinger Heimat- und Geschichtsverein tätig sein, Vorträge erarbeiten und allen Mitbürgern in Fragen der Sindlinger Geschichte beratend zur Seite stehen. Bei einigen Lehrern der Sindlinger Grundschulen bin ich ein gerne gesehener Gast und Führer durch den alten Ortskern. Diese Aktivitäten bereiten mir sehr viel Spaß. Traurig stimmt mich aber der fehlende Nachwuchs in meinem Metier.

SANDRA TAUER, FLUGHAFEN

## Der Protest gegen die Startbahn West – Die Bilder des Fotografen Klaus Malorny



*Startbahnauseinandersetzungen (im Hintergrund Baustelle für den Wiederaufbau der östlichen Römerzeile), ca. 1981. (Foto: ISG / nicht von Klaus Malorny)*

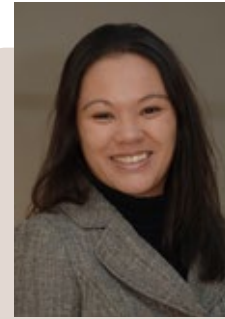
Der Protest gegen den Bau der Startbahn West am Flughafen Frankfurt am Main gilt als eine der größten sozialen Bewegungen in der Bundesrepublik. Am Ende sah sich der hessische Ministerpräsident Holger Börner gezwungen zu versprechen: „Am Frankfurter Flughafen soll kein Baum mehr fallen.“ Mit einer Fotoausstellung des Hobbyfotografen Klaus Malorny möchte ich an diese bewegte Zeit in der Frankfurter Stadtgeschichte erinnern.

*„Auch der Protest gegen technische Großprojekte wie ‚Stuttgart 21‘ zeigt für mich, wie wichtig es ist, sich an den Protest gegen die Startbahn West zu erinnern und kritisch dazu Stellung zu nehmen.“*

Im Institut für Stadtgeschichte Frankfurt waren mir die Bilder von Klaus Malorny schon vor langer Zeit aufgefallen: Er fotografierte den Protest gegen die Startbahn West zunächst mit einer Leica-Kleinbildkamera, später dann mit einer Plattenkamera mit Negativen im Format 10x13. Mit seiner unhandlichen Kamera fiel der Hobbyfotograf neben seinen professionellen Kollegen auf. Außerdem trug er immer einen karierten Mantel, so dass er auch für die Polizei auf dem Baugelände immer gleich erkennbar war.

Klaus Malorny, der 1935 geboren wurde und hauptberuflich Goldschmied war, fing – nach 15 Jahren Pause – anlässlich des Protests gegen die Startbahn West mit dem Fotografieren wieder an. Er wollte den Konflikt um den Bau fotografisch für sich selbst dokumentieren und mit seinen Bildern Öffentlichkeit herstellen, nachdem seiner Ansicht nach die zurückliegenden Hausbesetzungen in Frankfurt fotografisch nur ungenügend festgehalten worden waren. Als Motivation zum Fotografieren gab Malorny darüber hinaus seine Identifikation mit den Forderungen gegen den Bau der Startbahn West, das Teilen von Wut und die Hoffnung, etwas verändern zu können, an. Für die nachgeborene Generation ist es besonders interessant, wie sich Malorny mit seinem Protest als Teil der Friedensbewegung sah. Denn die Gründe für ihn, gegen die Startbahn West zu protestieren, waren nicht nur ökologischer, sondern auch militärischer Art. Malorny wollte mit seinem Protest verhindern, dass die Bundesrepublik durch die Startbahn West, so sah er es, die militärischen Belange

## ZUR PERSON



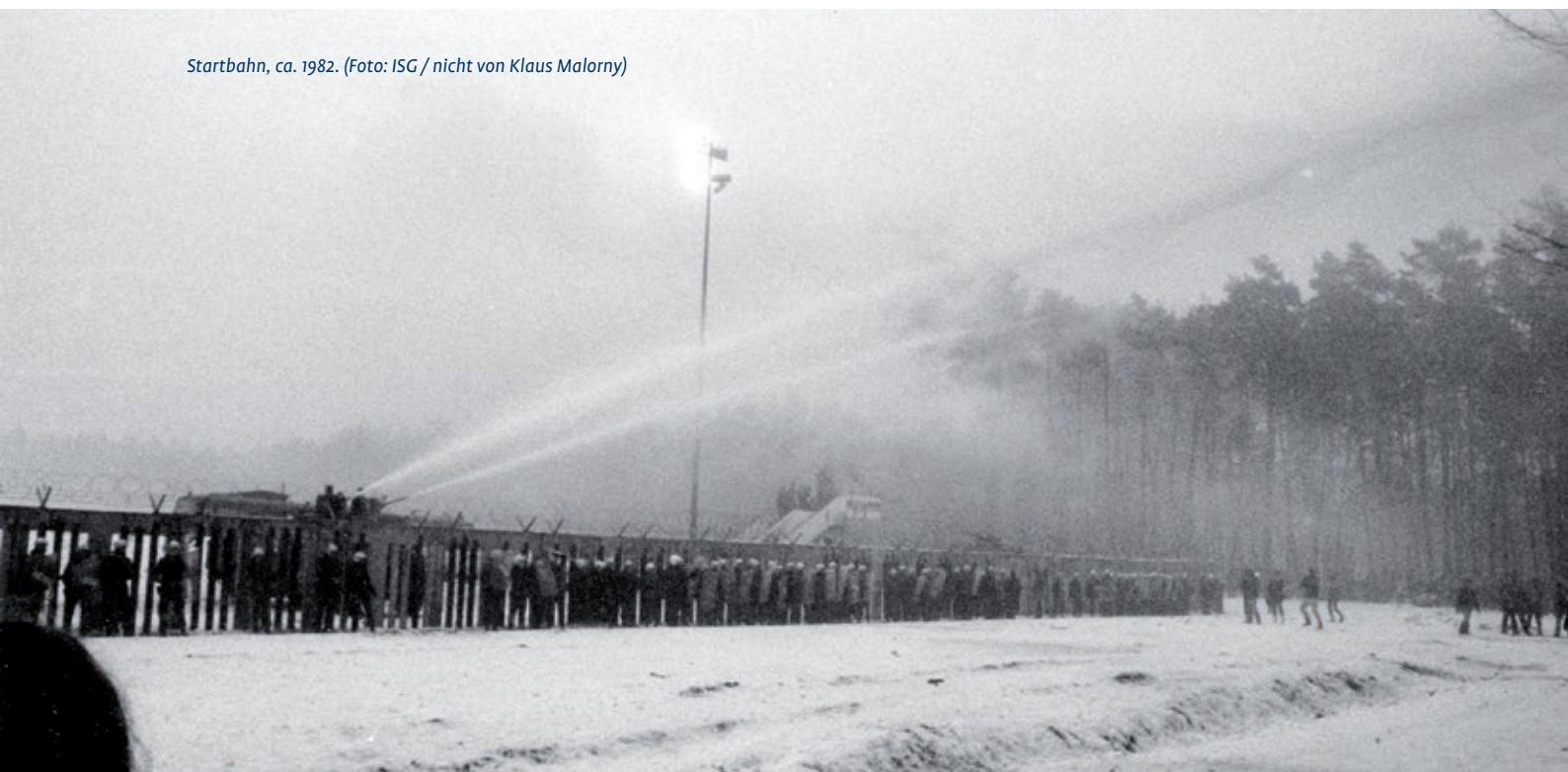
### Sandra Tauer

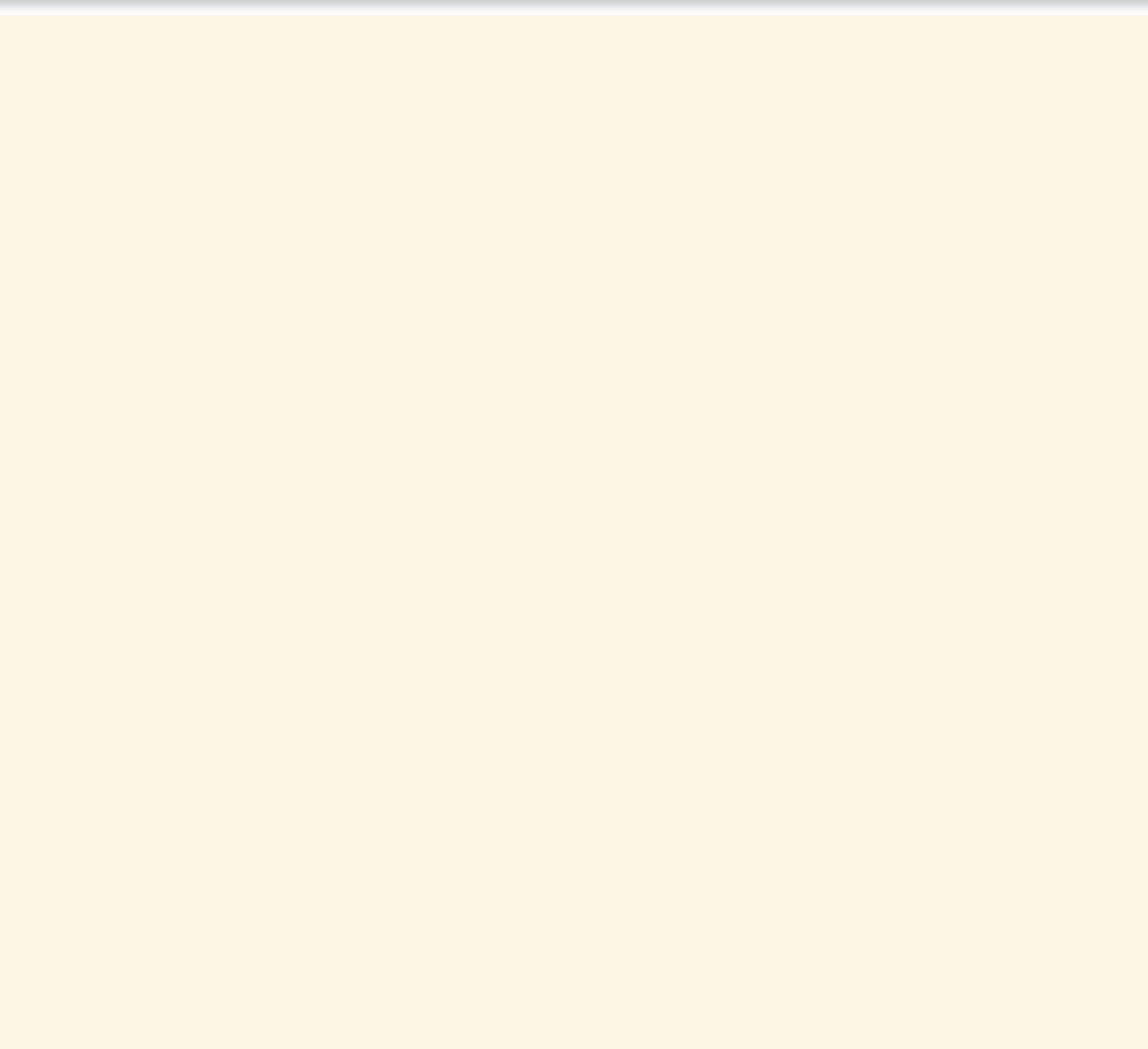
Die StadtteilHistorikerin Sandra Tauer hat in Heidelberg Mittlere und Neuere Geschichte studiert und das Studium mit einem zeithistorischen Thema abgeschlossen. Nach einem Studienjahr in Sydney promoviert sie im Fach Zeitgeschichte in Freiburg im Breisgau. Neben ihrem Studium im engeren Sinne hat sie in Praktika und im Rahmen von Werkverträgen praktische Erfahrungen sammeln können. Sandra Tauer hat sich mit der Thematik bereits in einem Aufsatz im „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst“ (2001) befasst.

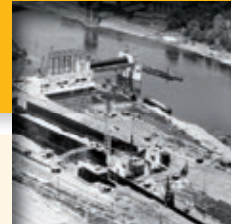
der USA unterstützte. Das pazifistische Anliegen von Klaus Malorny fand in dieser Zeit große Resonanz in der bundesdeutschen Bevölkerung. Am Evangelischen Kirchentag in Hamburg 1981 beispielsweise nahmen 150.000 Menschen teil. Damit war dieser Kirchentag der teilnahmestärkste seit Gründung der Bundesrepublik. Im Oktober 1981 demonstrierten in Bonn rund 300.000 Menschen gegen die Rüstungsspirale der Supermächte. Für den 8. November 1981 hatte die Bürgerinitiative gegen die Startbahn West eine Demonstration angekündigt, bei der als Zeichen der Gewaltfreiheit eine Gruppe mit nackten Oberkörpern und erhobenen Händen vorangehen sollte. Der Stacheldraht sollte dabei mit Teppichen überwindbar gemacht werden.

Mich persönlich beeindruckten bei der Beschäftigung mit Klaus Malornys Fotos sein politisches Engagement und sein Bewusstsein, dass Bilder selbst in einer reizüberfluteten Medienwelt als „Waffen“ eingesetzt werden können. Sowohl bei dem Protest gegen die Startbahn West als auch bei der Friedensbewegung war die Anwesenheit überraschend vieler Jugendlicher besonders auffällig. Damit bieten die Fotos von Klaus Malorny viele Anknüpfungspunkte für die Gegenwart, auf die ich hinweisen und zum Weiterdenken anregen möchte: Wo hört Dokumentation auf, wo beginnt die Sensationslust? Malorny war im Konflikt ein parteiischer Hobbyfotograf. Daran schließt sich die Frage an: Können Bilder aber überhaupt „neutral“ sein? Und: Was darf eine Zeitung oder ein Journalist zeigen? Und wo verläuft die Grenze zwischen Aufklärung und Komplizenschaft?

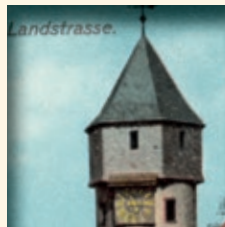
Startbahn, ca. 1982. (Foto: ISG / nicht von Klaus Malorny)







# 05



Zeichen des Wandels –  
Infrastruktur und Sozialgeschichte

HANNE EMRICH, GALLUS

## Was das Gallus bewegte

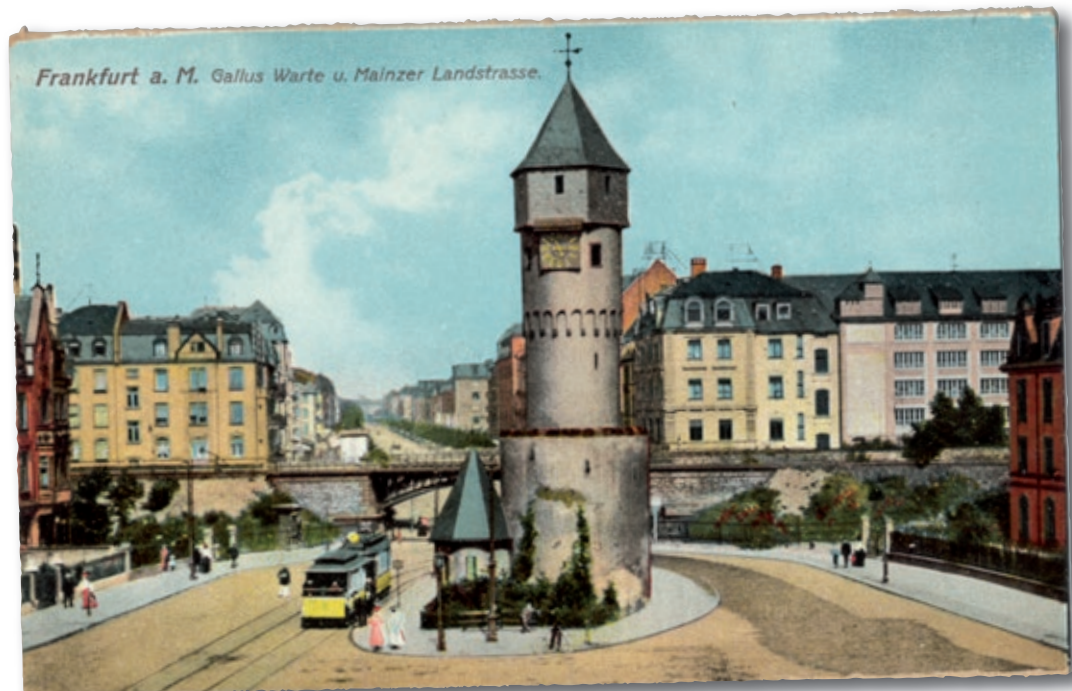
Seit mehr als 60 Jahren lebe ich im Gallus. Seit langem interessiere ich mich für dieses Viertel, auch um meine eigene Geschichte und die meiner Eltern und Großeltern besser zu verstehen. Dabei habe ich auch für meinen Beruf als Grundschullehrerin im Gallus für den Heimatkundeunterricht immer nach neuem Material über den Stadtteil gesucht.

Über das Gallus, das erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „Südwestliche Außenstadt“ Frankfurts langsam zu entstehen begann, gab es zu Beginn meines Projektes nur sehr wenig Literatur. In Tageszeitungen und in verschiedenen Büchern über Frankfurt habe ich im Laufe der Zeit jedoch Texte über besondere Ereignisse im Gallusviertel oder seiner unmittelbaren Nachbarschaft entdeckt und gesammelt. Manche der dargestellten Ereignisse erregten die Menschen im Gallusviertel – man sprach darüber, woran ich mich teilweise noch selbst erinnern kann. Anderes geschah eher unbeachtet, und es wurde erst Jahrzehnte später darüber geschrieben, wie zum Beispiel über

das KZ Katzbach in den Adlerwerken. Viele Umstände sind den meisten, auch langjährigen Einwohnern des Viertels völlig unbekannt. Wer weiß denn, dass die kürzeste Straßenbahnlinie Frankfurts im Gallus fuhr?

Im Zusammenhang mit der Einhundertjahrfeier der Hellerhofscheule – der Schule, an der ich bis zum Sommer 2010 tätig war – habe ich 2005 begonnen, solche Ereignisse der letzten 100 Jahre gezielt zu recherchieren und zusammenzustellen. Im Rahmen einer Projektwoche erarbeitete ich mit diesem Material eine Ausstellung für die Schule. Nach dem Jubiläum habe ich die Arbeit fortgesetzt und wurde dann auf das Projekt „StadtteilHistoriker“ aufmerksam.

Hier sah ich die Chance, mit einem reich bebilderten Buch interessierte Leser zu informieren und Dinge, die es hier einst gab oder die hier geschehen waren, vor dem Vergessen zu bewahren.



Galluswarte und Mainzer Landstraße um 1910.





Galluswarte 1873. (Fotos privat)

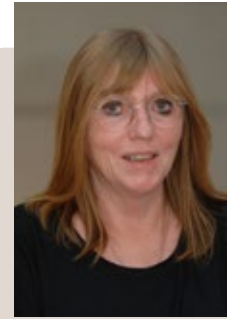
Als StadtteilHistoriker habe ich die schon erarbeiteten Themen noch einmal nachrecherchiert und musste dabei feststellen, dass meine bisherigen Quellen zum Teil auch Fehler enthielten. Zum anderen war es mir in vielen Fällen – besonders für die Zeit des Nationalsozialismus – nicht möglich, genügend Material zusammenzutragen. Das lag daran, dass viele Dokumente zerstört worden waren. Auch gibt es in den hiesigen Archiven kaum Zeitungsmaterial aus dieser Zeit.

*„Entscheidend waren für mich die persönlichen Kontakte zu den anderen Stipendiaten.“*

Was das Bildmaterial anging, war ich fast ausschließlich auf fremde Quellen angewiesen. Dabei zeigten sich Freunde und Bekannte, die Geschichtsvereine der Nachbarstadtteile und die Frankfurter Archive, besonders im Historischen Museum und im Institut für Stadtgeschichte, als sehr entgegenkommend. Leider war es mir nicht möglich, auch die Beiträge zur jüngeren Vergangenheit zufriedenstellend mit Bildern auszustatten, da ich nicht alle Bildrechte erwerben konnte.

Als ich die Sammlung abschloss, um sie für die Präsentation zu überarbeiten, war mir klar, dass die vorliegende Arbeit nur ein Anfang sein konnte. Einige Ereignisse waren nicht zu Ende recherchiert, und viele Themen waren noch gar nicht begonnen. Möglicherweise greift noch jemand die vorhandenen Anhaltspunkte auf und setzt die Arbeit fort... ?

## ZUR PERSON



### Hanne Emrich

Meine Großeltern mütterlicherseits zogen um 1911 aus einem kleinen Dorf in Franken ins Gallusviertel. Hier, zwischen Frankenallee und Schneidhainer Straße, habe ich bisher gelebt – zunächst bei den Großeltern und den Eltern, später bin ich auch mit meinem Mann und unseren beiden Kindern hier geblieben. 1981 konnte ich mich von einer Grundschule in Neu Isenburg an die Hellerhofschule im Frankfurter Gallus versetzen lassen. Hier habe ich bis zum Beginn der Altersteilzeit im Sommer 2010 unterrichtet.

Früher habe ich in meiner Freizeit leidenschaftlich gerne Kriminalromane gelesen – das hat sich grundlegend geändert, seitdem ich mich stattdessen lieber mit Stadtteilgeschichte beschäftige.

Eine sehr wichtige Erfahrung als StadtteilHistorikerin war und ist der Kontakt zu anderen Stipendiaten. Diese Kontakte sind entscheidend auch der Stiftung Polytechnische Gesellschaft zu verdanken, die durch ihre Informationen und Angebote den Gedankenaustausch förderte. Beim Blick über den „Tellerrand“ erfährt man viel Interessantes, tauscht Erfahrungen und Tipps aus, interessiert sich für Neues.

Zurzeit sammeln mein Mann und ich weiter Material zum Gallus, arbeiten an verschiedenen Projekten unserer Geschichtswerkstatt und suchen nach Informationen über verschiedene Themen der Frankfurter Stadtgeschichte.

DIETER FRANK, SINDLINGEN

## Wandel in der Versorgungsstruktur des Frankfurter Stadtteils Sindlingen



Seit einigen Jahrzehnten, genauer seit den 1960er Jahren, verändert sich die Geschäftswelt des Frankfurter Stadtteils auffallend, indem Fachgeschäfte und Familienbetriebe abgelöst werden durch Filialketten, Supermärkte etc. Aber selbst diese halten offensichtlich der Konkurrenz großer Einkaufsmärkte auf der grünen Wiese nicht stand und ziehen sich zurück.

Ziel des Projekts soll es sein, diesem Wandel nachzugehen, um daran anschließend auch die sozialen Folgen dieses Veränderungsprozesses in die Diskussion einzubringen.

Sindlingen ist seit seiner Eingemeindung nach Frankfurt im Jahre 1928 der westlichste Stadtteil Frankfurts, damit aber auch gleichzeitig Schnittstelle zum Main-Taunus-Kreis. Über Jahrzehnte hinweg wurde das Alltagsleben der Menschen vom größten Arbeitgeber, den Farbwerken Hoechst, geprägt, die Arbeiterschaft bildete mithin den Kern der ansässigen Bevölkerung, die ab der Jahrhundertwende den ehemals ländlichen Charakter des Ortes entscheidend veränderte. Den alltäglichen Konsumbedarf deckten die verschiedenen kleinen Einzelhändler vor Ort, Güter des gehobenen Bedarfs konnten im nur vier Kilometer entfernten Höchst oder in Frankfurt selbst (auf der

*„Welche Versorgungsangebote prägten den Stadtteil in der Vergangenheit?  
Welche Geschäftsstrukturen bildeten sich in den letzten Jahrzehnten heraus?“*



*Tankstelle in Sindlingen.  
(Foto: Heimat- und Geschichtsverein Sindlingen)*



Das Kaufhaus Ühle. (Foto: Heimat- und Geschichtsverein Sindlingen)

„Zeil“) besorgt werden. Aber auch im Stadtteil hatten sich Spezialgeschäfte niedergelassen, die den Nachfragebedarf einer kaufkräftigen Schicht (leitende Angestellte der Farbwerke, die in der sogenannten „Villenkolonie“ am Rande Sindlingens wohnten) abdecken konnten.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die Beobachtung, dass immer häufiger Ladeneinheiten leerstehen oder als „Internetshop“ oder „Wettbüro“ neu genutzt werden. Ich sehe dabei als Folge, dass die Wohn- und Versorgungsqualität tendenziell abnimmt und damit ein Abwärtstrend für die Lebensqualität und die allgemeine Attraktivität eines peripheren Stadtteils zu befürchten ist.

Sicherlich ist nachvollziehbar, dass auch Sindlingen Teil eines allgemeinen Strukturwandels ist:

- erhebliche Flächenexpansion des großflächigen Einzelhandels außerhalb unseres Stadtteils (in unserem Fall das „Main-Taunus-Zentrum“),
- Unternehmenskonzentration auf wenige Anbieter („Discounter“),
- Freisetzung kleinstrukturierter, mittelständisch geführter Betriebe.

Gleichzeitig ist diese Entwicklung gekoppelt mit Veränderungen im Einkaufsverhalten der Bevölkerung, vor allem mit der Suche nach

- einer größeren Angebotsvielfalt,
- einer entsprechenden Preiswürdigkeit, kombiniert mit
- guter Verkehrsanbindung und gutem Parkplatzangebot.

Diesen Umbruchprozess zu dokumentieren und zu analysieren soll das Ziel meiner Untersuchung sein. Welche Versorgungsangebote prägten den Stadtteil in der Vergangenheit? Welche Geschäftsstrukturen bildeten sich in den letzten Jahrzehnten heraus? Welche Auswirkungen hatte dieser Prozess auf die Lebensqualität vor und im Ort? Droht für die Zukunft vielleicht sogar ein infrastruktureller Kahlschlag oder lässt sich auch ein Stadtteil wieder beleben?

## ZUR PERSON



### Dieter Frank

Mein Name ist Dieter Frank, geboren am 29. Dezember 1948. Seit meiner Geburt lebe ich – abgesehen von kurzen Ausnahmen – im Frankfurter Stadtteil Sindlingen. Von Beruf bin ich Oberstudienrat am Gymnasium Oberursel. Dort unterrichtete ich die Fächer Deutsch, Geschichte und „Politik und Wirtschaft“. Angeregt wurde meine Untersuchung durch die Beobachtung der augenfälligen Veränderungsprozesse in den Stadtteilen Höchst und eben Sindlingen. Schließlich gingen mit diesem Wandel auch Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur einher, die bislang noch keinen Abschluss erreicht haben.

Im Vordergrund steht allerdings die historische Erinnerungsarbeit, und zwar im Sinne der Stiftung einer Identifikation der Anwohner mit ihrem Stadtteil. „Die Häuser erzählen bei einem imaginären oder realen Spaziergang durch den Stadtteil ihre Geschichte“ – das soll der Leitgedanke für die Erarbeitung des historischen Materials sein: Häuser, deren Funktion als ehemaliges Geschäft man zum Teil noch ihrem Baustil ansieht, aber auch Häuser, die nach Umbaumaßnahmen ihre ehemalige Funktionsbestimmung vollständig verloren haben. Wo heute Internet-Cafés, Wettbüros oder Filialniederlassungen ihre Dienste offerieren, boten ehemals qualifizierte Einzelhändler ihre Produkte der ortsansässigen Kundschaft an. Ob diese Entwicklung (auch) ein Resultat der sinkenden Kaufkraft im Stadtteil ist? – das könnte ein wichtiges Ergebnis meiner Untersuchungen sein.

MARC NÖRDINGER, HÖCHST

## Die Infrastruktur- und Energiepolitik der Stadt Höchst am Main von 1860 bis 1928



(Foto: ISG, © Christiane Court)

Mein Projekt befasst sich mit der Geschichte der Energie- und Infrastrukturpolitik der ehemaligen Stadt Höchst am Main. Ziel und Zweck meines Projektes ist es, in einem engen lokalen Rahmen der vielschichtigen Problematik der Energieversorgung in der Zeit der Hochindustrialisierung und des massiven Städtewachstums nachzugehen. Den zeitlichen Rahmen der Untersuchung stellt dabei die Gründung des ersten privaten Energieversorgungsunternehmens vor Ort im Jahre 1864 (Gaswerk) und das Ende der städtischen Selbstständigkeit mit der Eingemeindung der Stadt Höchst am Main nach Frankfurt am Main im Jahre 1928 dar. Dabei ist insbesondere das Mit- und Gegeneinander im öffentlichen Raum, also der Widerstreit der verschiedenen Interessengruppen um den Zugang zu und die Versorgung mit Energie, sowie den jeweiligen Zugriff auf neuartige Infrastrukturen der Gas- und Elektrizitätsversorgung von Interesse. Ziel

des Projektes ist, aus den bislang gewonnenen Rechercheergebnissen in der Zukunft eine eigenständige Publikation entstehen zu lassen, die dann als Grundlage für eine kleine Ausstellung dienen soll.

In meiner Recherche stütze ich mich maßgeblich auf das Aktenmaterial im Institut für Stadtgeschichte in Frankfurt am Main, des Hessischen Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden sowie auf die unternehmensgeschichtlichen Überlieferungen in verschiedenen Archiven. Die Akten sind zum Großteil betont „trocken“, das heißt sachbezogen, und geben wenig über die persönlichen Befindlichkeiten der verschiedenen Akteure (Bürgermeister, Dezernenten, Direktoren und Politiker) wieder. Während der Arbeit an dem Projekt zeigte sich recht schnell, dass die Akten von juristischen und betriebswirtschaftlichen Memoranden und Aufstellungen durchsetzt sind,

---

*„Die Grenze zwischen Selbstdarstellung, politischem Credo und realwirtschaftlichen Verhältnissen ist im Für und Wider der Argumentation oftmals schwer zu ermitteln. Das macht die Schwierigkeit, aber auch den Reiz dieses Projektes aus.“*

---



Infrastruktur: Staustufe im Bau, ca. 1926. (Foto: ISG)

die die jeweiligen Interessenten – sei es die Kommune, Befürworter oder Gegner bestimmter Energieformen oder die Energielieferanten selbst – in ihrer Argumentation um Rechte, der Behauptung oder Infragestellung von Monopolen und letztlich in der Preisfindung unterstützen sollten. Oftmals ist es recht schwierig, anhand der Akten die tatsächlichen betriebswirtschaftlichen Verhältnisse aufzuzeigen.

Als besonders interessant erwies sich die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bis zum Ende der Inflation 1924. In diesen Jahren sah sich die politisch links dominierte Stadtverwaltung in Höchst mit der massiven Geldentwertung und den Versorgungsschwierigkeiten bei Brennstoffen konfrontiert. Der Wertverfall der Mark stellte die Beziehung zwischen Versorgungsunternehmen und den städtischen wie privaten Abnehmern sowie die städtische Wirtschafts- und Strukturpolitik insgesamt auf eine harte Probe. In vielen Fällen decken sich meine bisherigen Rechercheergebnisse mit den bekannten Forschungen zur Geschichte der Kommunen und der Energieversorgung in Deutschland.

Leider musste ich im Laufe des Projekts die Erfahrung machen, dass zeitintensive Recherche als Student wesentlich leichter zu bewältigen ist, denn als freiberuflicher oder festangestellter Arbeitnehmer. Mit dem Antritt einer vollen Stelle wurde meine Zeitreserve für die Recherche im Archiv stark eingeschränkt, sodass teilweise – je nach Öffnungszeit der jeweiligen Archive – nur der Freitagnachmittag oder der Samstag für die Projektarbeit übrig bleibt.

Als positive persönliche Erfahrung kann ich den tiefen Einblick in die Interessengesteuertheit von „Diskursen“ werten. Viele der politischen Diskussionen um Zugriffsrechte, Versorgungssicherheit und vor allen Dingen um den „gerechten“ Preis beim Bezug oder bei der Bereitstellung von Energie gleichen den Diskussionen, die wir heute unter leicht veränderten Vorzeichen führen. Man liest viele der glanzvollen Infobroschüren – seien sie nun von Versorgungsunternehmen oder Kommunen – und energiepolitischen Stellungnahmen mit ganz anderen Augen und erkennt dahinter Argumentationsmodelle, die so alt wie die moderne Energieversorgung sind.

## ZUR PERSON



### Marc Nördinger

Der StadtteilHistoriker Marc Nördinger wurde im April 1977 in Frankfurt am Main-Höchst geboren. Das Abitur absolvierte er in Hofheim am Taunus und begann im Anschluss daran an der Goethe-Universität Frankfurt am Main ein Studium der Geschichte, Philosophie und Anglistik. Im Rahmen des Erasmus-Studienprogramms verbrachte er zwei Studiensemester in Paris. Vor und nach den Auslandssemestern arbeitete er an Dokumenteneditionen zur Geschichte der Hanauer Arbeiterbewegung und zur gewerkschaftlichen Tarifpolitik mit. Nach Abschluss des Studiums begann er eine Promotion zur Firmengeschichte eines regionalen Energieversorgungsunternehmens. Im Zuge der Beschäftigung mit diesem wirtschaftshistorischen Thema wurde Marc Nördinger bewusst, welche wichtige Rolle den Kommunen in der lokalen und regionalen Energiepolitik zukommt. Dies veranlasste ihn schließlich dazu, im Rahmen des Programms „StadtteilHistoriker“ der Stiftung Polytechnische Gesellschaft eine Projektbewerbung einzureichen. 2007 bis 2008 arbeitete er freiberuflich – gemeinsam mit Dr. Thomas Bauer – an einer Darstellung zum 100-jährigen Jubiläum des Bethanien-Krankenhauses in Frankfurt am Main-Bornheim. Im November 2008 trat er die Stellung als hauptamtlicher Leiter des Stadtarchivs und Stadtmuseums in Bad Soden am Taunus an. Seit April 2010 leitet er die Abteilung „Kultur und Veranstaltungen“ der Stadtverwaltung Bad Soden. Er lebt im Frankfurter Nordend und sieht sich diesem Stadtteil auf Dauer verbunden.

ANNA LEISS (STADTHEILÜBERGREIFEND)

## Die städtische Wohlfahrtspolitik in Frankfurt am Main – die Wassertarife



„... Auf unserem Schlachtfeld zählen wir die Tausende vom Tode Geretteter durch die Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse, die aus unseren Arbeiten hervorgeht. Diese Tausende am Leben Erhaltener bedeuten auch Tausende von Krankheit Bewahrter, besonders der ärmeren Bevölkerung, die Krankheiten am meisten ausgesetzt ist. ...so bekommen wir einen Begriff von der Wichtigkeit unserer Arbeit, ...“

Der Ingenieur William Heerlein Lindley trug dieses Plädoyer für eine saubere und gesunde Stadt 1906 in Warschau vor. Sein Vater William Lindley war kein geringerer als der Konstrukteur der Frankfurter Schwemmkanalisation. 1873 schlug Vater Lindley der Stadt vor, sein Sohn könne sein Stellvertreter auf der Kanalisationsbaustelle werden. Die Stadt Frankfurt lehnte den blutjungen Mann ohne akademischen Titel zunächst als Stellvertreter des Vaters ab; aber später wurde er doch eingestellt. Dass die Entscheidung, einem „Jungspund“ solche Verantwortung zu übertragen, die richtige war, zeigen die zahlreichen Einrichtungen, die Frankfurt William Heerlein Lindley verdankt. Neben den technischen Errungenschaften wollte der Ingenieur vor allem die hygienischen Verhältnisse und damit

*„Die Frankfurter Wassertarife stellen ein sozialgeschichtliches Novum dar, das im damaligen Deutschen Reich seinesgleichen sucht.“*

die Gesundheit der weniger bemittelten Bevölkerung verbessern. In Frankfurt am Main stieß er dabei auf offene Ohren. Die Sorge um das Gemeinwohl nahm in Denken und Handeln der Frankfurter Stadtregierung eine wichtige Stellung ein. Obwohl die Stadt in einer liberalen Tradition regiert wurde, sahen die Stadtväter kein Problem darin, die Wasserver- und -entsorgung allein in städtischer Hand zu führen und zu halten. Das Eingreifen der öffentlichen Hand in den städtischen Wirtschaftsraum nannte man gegen Ende des 19. Jahrhunderts „Munizipalsozialismus“. Er stellt eine Art lokales Pendant zum Staatssozialismus dar. Insbesondere bei der Tarifgestaltung orientierten sich

Bau eines Wasserwerks, 1934. (Foto: ISG)





Neue Wasserleitung Frankfurt am Main, 1859. (Bild: ISG)

die Frankfurter Liberalen an sozialen Denkweisen. Die Stadtväter verzichteten jahrelang auf die Einführung von Wasseruhren, während in anderen deutschen Städten diese Abrechnungsform schon längst gang und gäbe war. Bis 1924 gab es einen Pauschaltarif, der im Frankfurter Stadtgebiet zunächst bei vier Prozent des Mietwertes lag. Die Frankfurter Stadtverordnetenversammlung ging noch einen Schritt weiter. Vor allem ihre demokratischen Vertreter forderten eine Befreiungsgrenze für arme und bedürftige Einwohner. Schon vor 1889 hatte die Stadtverordnetenversammlung beschlossen, den Wasserpreis für günstige Wohnungen zu senken. Auf Drängen des Magistrats hatte sie den Beschluss jedoch wieder fallenlassen. Erst als die Wasserversorgung offensichtlich Gewinne abwarf, kamen die Stadtvertreter überein, dass es „ein Gebot der Logik und der Gerechtigkeit“ sei, neben Steuersenkungen auch das Wassergeld für bedürftige Bewohner zu reduzieren.

Am 1. April 1889 trat schließlich das neue Ortsstatut in Kraft, nach dem alle Mieter, die einen jährlichen Mietwert bis zu 250 Mark hatten, von der Wassergeldzahlung befreit wurden.

Dies gewährleistete, dass Konsumenten unabhängig von ihrer sozialen Stellung nicht nur eine ausreichende Wassermenge für hygienische Zwecke überhaupt zur Verfügung hatten, sondern Wasser auch nach den persönlichen Bedürfnissen verbrauchen konnten.

Die Diskussionen über einen angemessenen Wasserpreis sind in Frankfurt bis heute nicht abgebrochen. 2007 strengte das hessische Wirtschaftsministerium ein Kartellverfahren gegen den Frankfurter Wasseranbieter Mainova wegen vermeintlich missbräuchlich hoher Wasserpreise an. Das Gerichtsurteil ist bis heute nicht gefällt. Anders sieht es bei der Frankfurter Stadtentwässerung aus: die Satzung des städtischen Eigenbetriebes verlangt noch heute moderate Preise für die Benutzung der Kanalisation.

Als 1894 die Stadtverordneten erstmals über eine Benutzungsgebühr für die Kanalisation sprachen, argumentierten einzelne städtische Vertreter, dass eine Gebühr nur einzuführen sei, wenn der Kanalbetrieb ein Haushaltsdefizit aufweise. Ein Fünftel des städtischen Haushaltes floss damals jährlich in den Kanalbau. Die Ausgaben der

## ZUR PERSON



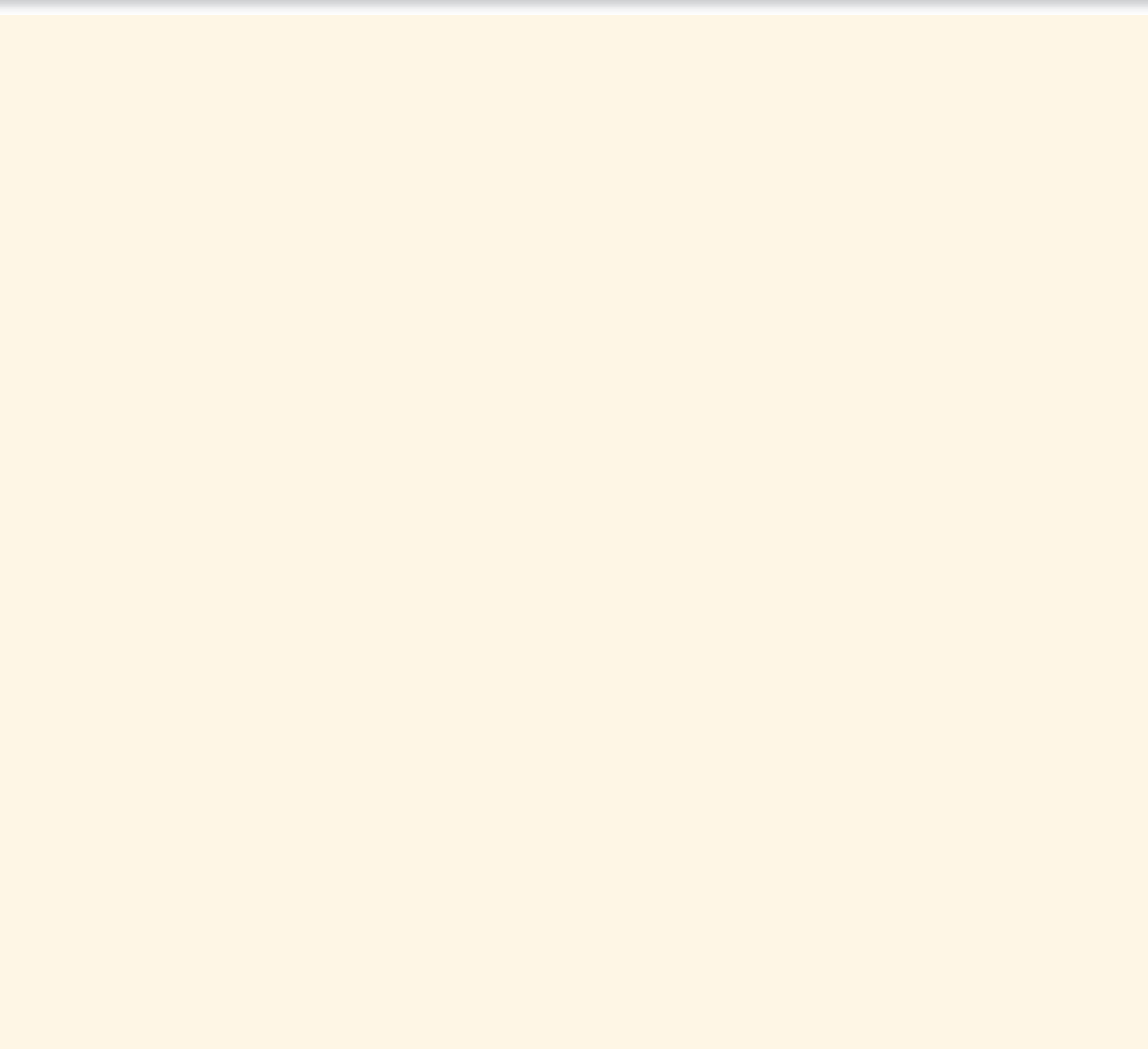
### Anna Leiss

Anna Leiss, geboren 1981 in der Hansestadt Hamburg, wuchs im Großraum Frankfurt auf und lebt heute im beschaulichen Dietesheim, einem Ortsteil von Mühlheim am Main.

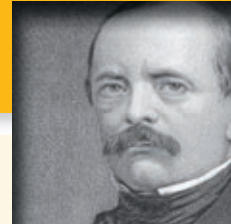
Sie hat bis 2009 an der Goethe-Universität Mittlere und Neuere Geschichte sowie Politikwissenschaften studiert. In ihrer Abschlussarbeit beschäftigte sich Leiss erstmals mit dem Thema „Munizipalsozialismus in Frankfurt? Das Entstehen der städtischen Leistungsverwaltung.“ In Akten aus dem Institut für Stadtgeschichte stieß sie dabei auf eine bisher kaum beachtete Besonderheit Frankfurts: eine soziale Tarifgestaltung in der Wasserver- und -entsorgung. Im Programm „StadtteilHistoriker“ konnte sie die Forschungen zu diesem Thema weiter ausbauen und durch Veröffentlichungen und in Vorträgen einem größeren Publikum vorstellen.

Aktuell arbeitet Leiss an ihrer von dem Frankfurter Professor Andreas Fahrmeir betreuten Dissertation, die thematisch eine Weiterführung ihrer Abschlussarbeit ist.

neuen Städtetechnik belasteten den Haushalt so stark, dass Frankfurt Kredite aufnehmen musste. 1904 ließ sich aufgrund dieser Kosten eine Gebühr nicht mehr vermeiden. Um auch diese Gebühren sozialverträglich zu gestalten, staffelte sich der Betrag ähnlich dem Wasserpreis und orientierte sich am Mietwert der Immobilie. Bewohner mit einem jährlichen Mietzins von weniger als 300 Mark blieben von der Gebühr gänzlich befreit. Die Einführung der Befreiungsgrenze zeigt, dass soziale Gesichtspunkte bei der Gebührenerhebung eine wichtige Rolle spielten – und Frankfurt einen durchaus sozialen Weg in die Moderne gewählt hat.







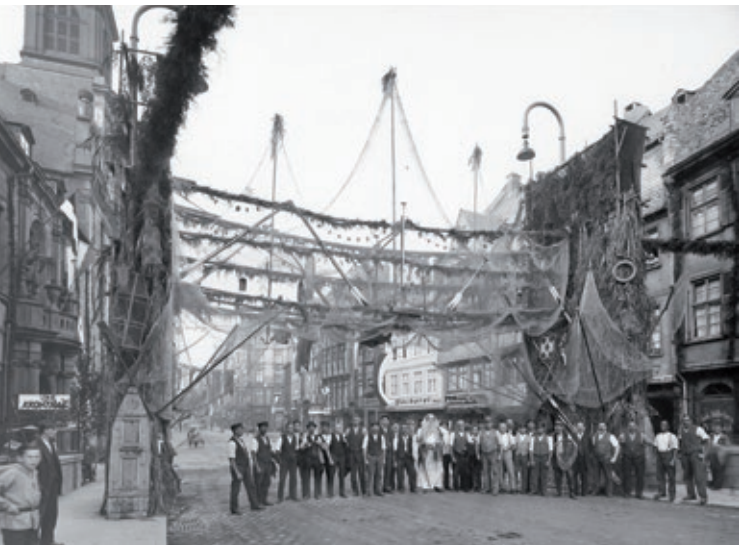
# 06



Das städtische Bürgertum  
und seine Institutionen

GERHARD BUSCH, SACHSENHAUSEN

## Sachsenhäuser Vereine im Spiegel der Zeit



Jubiläum der Fischer- und Schifferzunft, 1926. (Foto: ISG)

Das Projekt erfasst – wahrscheinlich zum ersten Mal überhaupt – systematisch alle Vereine, die jemals in Sachsenhausen gegründet wurden und bestanden, soweit sie heute noch erkennbare Spuren hinterlassen haben. Ausgangspunkt der Recherchen und Überlegungen war der heute bestehende und sehr aktive „Vereinsring Sachsenhausen“. Er bildet sozusagen den Fluchtpunkt einer langen historischen Entwicklung, die mit der noch im Mittelalter, im Jahre 945, gegründeten „Fischer- und Schifferzunft“ begann. Die Fischer

waren über Abgaben und Privilegien auf vielfältige Weise in die Stadtgeschichte eingebunden. Schon damals waren die verschiedenen Interessen um und am Fluss zu berücksichtigen und auszugleichen. Nach dem Mittelalter findet die Darstellung in der Zeit der Aufklärung einen weiteren Schwerpunkt. Damals entstanden Konversations- und Lesevereine, in denen mit einer Art von bürgerlichem Selbstbewusstsein und jedenfalls fern von obrigkeitlicher Vorgabe und Einmischung die das Zeitalter beherrschenden Ideen – Vernunft, Selbstbestimmung (Autonomie), Toleranz – zur Kenntnis genommen und debattiert wurden. In Sachsenhausen ragen die „Lesegesellschaft Sachsenhausen“ und die „Sachsenhäuser Klubbisten“ heraus. Die Mitglieder der Lesegesellschaften konnten für einen jährlichen Beitrag Neuerscheinungen des Buchmarktes und aktuelle Zeitungen lesen. Ab 1790 gab es auch in Sachsenhausen eine Lesegesellschaft, in der hauptsächlich Kleinbürger und Handwerker Mitglied waren. Gelesen wurden Schriften von Gellert, Salzmann, Voltaire und Rousseau, mithin die aktuelle philosophische und pädagogische Literatur. Die erwähnten „Klubbisten“ traten 1798 mit einer Kritik am bestehenden System der Quartierschulen hervor, der eine lange und heftige Auseinandersetzung um die Schulen folgte („Sachsenhäuser Unruhen“).

Dazu kamen die ersten Logen, die eine Art Kult der Vernunft einrichteten und viele Mitglieder gewannen. In der „Loge zur Einigkeit“ – um nur diese herauszugreifen – waren viele prominente Frankfurter Mitglieder, zum Beispiel Goethe, Küstner, Passavant, Bröner, Varrentrapp, Diesterweg und Willemer. Sie alle finden in der Broschüre des StadtteilHistorikers Busch breite Würdigung.

---

*„Eine Frage zog sich wie ein roter Faden durch das Sachsenhäuser Vereinsleben:  
Wo finden die Vereine im Stadtteil geeignete Räumlichkeiten?“*

---



Mainschiffe, 1872. (Bild: ISG)

Beinahe noch wichtiger und vielleicht auch typischer für die Entwicklung der Stadt Frankfurt waren die Vereine des bürgerlichen Zeitalters. Schließlich waren Vereine die prototypische Betätigungsform des aufstrebenden Bürgertums, das nach und nach auch auf der nationalen Bühne um die politische Macht rang. Im Vordergrund standen bürgerliche Bildungsvereine, die zudem den gegenseitigen Gedankenaustausch beförderten. Dazu kamen bald die sozialen und karitativen Vereine, die sich für Stadtteil und Stadt engagierten und einen wichtigen Beitrag zum Gelingen der bürgerlichen Gesellschaft leisteten. Ihr Wirken lässt sich besonders gut in der Phase der Industrialisierung beobachten. Ihre Blütezeit setzte sich bis nach dem Ersten Weltkrieg fort.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges konnte es um nichts Geringeres als eine völlige Neugründung der Sachsenhäuser Vereine gehen. Diese Neugründungen mündeten in der „Arbeitsgemeinschaft Sachsenhäuser Vereine“, die im Jahre 1969 schließlich in den „Vereinsring Sachsenhausen“, einen Verband von damals 35 Vereinen, umgewandelt wurde. Der StadtteilHistoriker stellt hier die handelnden PersonenausdeneinzelnenVereinenindenMittelpunktseinerDarstellung. Gerhard Busch lässt sein Projekt erst in der unmittelbaren Gegenwart enden. Den Abschluss bilden der Kampf der Vereine um ein Bürgerhaus und das Verhältnis der Sachsenhäuser Vereine zur Kerbegesellschaft Sachsenhausen. Ganz am Ende versucht der StadtteilHistoriker einen Ausblick in die Zukunft der Vereine.

## ZUR PERSON



### Gerhard Busch

Der StadtteilHistoriker Gerhard Busch wurde im Jahr 1947 geboren. 1972 war er Ministerpräsident des „SKV Harlekin“, gründete und führte von 1974 bis 1985 den „KKV Schlümpfe“ und wirkte anschließend und bis 1995 in der „Sachsenhäuser Karnevalsgesellschaft von 1947“, zeitweise als 2. Vorsitzender. 1995 schloss sich Busch der „Kerbegesellschaft Sachsenhausen“ an und amtierte als deren Präsident von 1997 bis 2008.

Schon früh engagierte sich Busch auch im Vereinsring Sachsenhausen. Im Auftrag des Vereinsrings vertrat er die Sachsenhäuser Vereine im Organisationsausschuss zur Gestaltung der 800-Jahrfeier und organisierte den Festumzug im Jahre 1993. 1994 übernahm er die Gestaltung des Sachsenhäuser Stadtteilstes anlässlich der 1200-Jahrfeier der Stadt Frankfurt am Main. Seit 2008 widmet er sich in der Gruppe „Sachsenhäuser Hiegucker“ geschichtlichen Themen des Stadtteils. Die Broschüre zu seinem Projekt soll im Jahre 2012 zum 50-jährigen Jubiläum des Vereinsrings erscheinen.

ELLINOR FRIED-BROSZ (STADTTEILÜBERGREIFEND)

## Treffpunkt Palais: Gesandtschaften und Stadtgesellschaft zur Zeit des Deutschen Bundes



Die Frankfurter Paulskirche ist eine der Pflichtstationen bei Führungen oder Exkursionen zur Stadtgeschichte. Manchmal verleiht jedoch auch der ehemalige Standort des Thurn und Taxischen Palais in der Großen Eschenheimer Straße, das nun an dieser Stelle wieder nachgebaut worden ist, zu einem Zwischenstopp. So war es auch an jenem Tag, an dem Ellinor Fried-Brosz begann, sich für die ‚diplomatische Vergangenheit‘ ihrer Heimatstadt Frankfurt zu interessieren. „Mir war bis dahin gar nicht bewusst gewesen, dass im 19. Jahrhundert zahlreiche Diplomaten verschiedenster Staaten hierhin entsandt worden sind. Das gesellschaftliche Leben, das mit diesen Diplomaten in die Stadt eingezogen sein musste, die rauschenden Bälle und Empfänge, haben mich sofort fasziniert. Ich wollte mehr erfahren.“ Das Palais



Palais Thurn und Taxis, ca. 1820. (Foto: ISG)

Thurn und Taxis war ein halbes Jahrhundert lang, in den Jahren 1816 bis 1866 – nur unterbrochen durch die 1848er Revolution –, Sitz der Bundesversammlung, auch Bundestag genannt, mithin des zentralen Organes des „Deutschen Bundes“. Zu diesem Staatenbund hatten sich 1815 Preußen, Österreich, Bayern sowie über 30 weitere mittlere und Kleinstaaten des deutschen Sprachraumes zusammengeschlossen. Die Bundesversammlung diente als ständige Vertretung der einzelnen Mitgliedsstaaten. Aber auch andere Staaten entsandten Diplomaten an den deutschen Bundestag. Ständig vertreten waren dort Frankreich, Großbritannien und Russland. Auch Diplomaten aus Belgien, Mexiko, Portugal, Sardinien, Schweden und Spanien waren zwischenzeitlich in Frankfurt.

Frankfurt war ein Ausnahmefall unter den diplomatischen Standorten. Denn diese hatten als ihren Mittelpunkt meist eine Aristokratie und einen Hof. In der Bürgerstadt Frankfurt jedoch trafen die zu allermeist adligen Diplomaten auf das selbstbewusste Wirtschaftsbürgertum, das sich seiner neuen Rolle als ‚Gastgeber‘ der Diplomaten schnell und gerne annahm. Es entstand gewissermaßen ein bürgerliches Pendant zur Hofgesellschaft. Frankfurter und Diplomaten begegneten sich auf Empfängen, Banketten, Bällen und Dinern. Diese weitläufigen gesellschaftlichen Verpflichtungen empfand der aus heutiger Perspektive wohl bekannteste Diplomat, Otto von Bismarck, der als Gesandter Preußens nach Frankfurt kam, als große Belastung. Der spätere Reichskanzler hinterließ eine Fülle von Dokumenten, in denen er seine Frankfurter Jahre 1851

bis 1859 beschreibt. An seiner Person lässt sich das diplomatisch-gesellschaftliche Leben der Zeit besonders gut nachzeichnen. Als Bismarck 36-jährig nach Frankfurt kam, war er noch relativ unbekannt und zudem ein politischer Außenseiter. Es stieß in Preußen auf Kritik, dass er trotz völliger diplomatischer Unerfahrenheit und – in den Augen vieler – mangelhafter Ausbildung für dieses Amt nominiert worden war. Dass er den Posten dennoch erhielt, verdankte er nicht zuletzt der Knappheit geeigneter Kandidaten – und so wurde ausgerechnet die Bürgerstadt Frankfurt zum Sprungbrett seiner Karriere.

Auch in seiner neuen, zeitweiligen Heimat galt Bismarck als streitbarer Charakter, der besonders mit seinen österreichischen Kollegen



Der junge Bismarck. (Bild: Wikipedia)

*„Schon Otto von Bismarck klagte über die hohen Immobilienpreise – und wohnte in Frankfurt zähneknirschend zur Miete.“*

immer wieder zusammenstieß. Bismarck lästerte schrecklich über die Gesandten der anderen Staaten und berichtete gerne über Skandale in der Stadtgesellschaft, über Trunkenbolde und Ehebruch, über Affären zwischen wichtigen Diplomaten und Frankfurterinnen aus den führenden Familien. An den Frankfurter Damen ließ er kein gutes Haar, weil er sie als viel zu freizügig empfand. Seiner Frau gegenüber erwies er sich in seinen Briefen als liebender und treusorgender Ehemann und versuchte sie so weit es ging vor den ‚Strapazen‘ der diplomatischen Verpflichtungen zu schonen.

Besonders regte sich Bismarck aber über die Situation auf dem Frankfurter Wohnungsmarkt auf. Er musste mehrfach umziehen und empfand die Preise in der Stadt als viel zu hoch. Bismarcks Bitten an seine Vorgesetzten, für die preußische Gesandtschaft eine Immobilie in Frankfurt zu erwerben, stießen auf taube Ohren – und so musste er die gesamte Zeit zur Miete wohnen. Im Thurn und Taxischen Palais, dem Sitzungsort des Bundestages, durfte nur der österreichische

Gesandte residieren, der der Versammlung gleichzeitig als Präsident vorsah. Ein Grund mehr für den ehrgeizigen Bismarck, auf diesen eifersüchtig zu sein.

Das Jahr 1866 bedeutete das Ende des Deutschen Bundes. Der Deutsche Krieg brach herein, und der Bundestag wurde sicherheitshalber nach Augsburg verlegt, bevor er schließlich ganz aufgelöst wurde. Als Preußen das bis dahin freie Frankfurt annektierte, war Bismarck nicht mehr in der Stadt, die immerhin für fast ein halbes Jahrhundert deutsche Hauptstadt gewesen war.

## ZUR PERSON



### Ellinor Fried-Brosz

Ellinor Fried-Brosz, geboren 1984 in Frankfurt am Main, ist im Taunus aufgewachsen und wohnt momentan im Gallusviertel.

Bis 2009 studierte sie an der Goethe-Universität Geschichte und Archäologie. Das Thema ihrer Magisterarbeit ‚Stadt der Diplomaten? Gesandtschaften und Stadtgesellschaft in Frankfurt am Main zur Zeit des Deutschen Bundes‘ ließ sie aber auch nach deren Fertigstellung nicht los, und so bot das Projekt „StadtteilHistoriker“ eine willkommene Gelegenheit, um an diesem spannenden und facettenreichen Thema der Frankfurter Stadtgeschichte weiterzuforschen.

Aktuell arbeitet Ellinor Fried-Brosz an der Justus-Liebig-Universität Gießen an ihrer Doktorarbeit im Fach Geschichte zum Thema ‚Auf der Suche nach der Wiege der Menschheit. Die Diskussion des menschlichen Ursprungsortes in Wissenschaft und Öffentlichkeit seit dem 19. Jahrhundert‘.

LUTZ WEDEKIND (STADTEILÜBERGREIFEND)

## Eine Chronik der Frankfurter Goethe-Loge



Durch die deutschen Zeitläufte verlor die Goethe-Loge Haus, Inventar und mit der Bibliothek auch ihre Geschichte. Um diese der Loge wiederzugeben, wollte Untermeister Jens Warmers mit mir eine neue schreiben. Unser eigenes Archiv ließ das aber nicht zu. Nur neun kurze Sätze waren die Ausgangslage – und einer machte mich besonders neugierig. Zu jedem Jubiläum wurde nämlich daran erinnert, dass mit dem Logenvermögen nach 1933 jüdischen Brüdern der Weg aus Deutschland heraus ermöglicht wurde. Nach anfänglichen Schwierigkeiten wurde tatsächlich ein bedeutendes Stiftungsvermögen von 4.000.000 Goldmark aufgebaut, das für soziale Zwecke zur Verfügung stand.

Langsam habe ich mich der Geschichte genähert. Anfangs mit Zufallsfunden, denen ich dann aber systematisch nachgegangen bin. In der Mannheimer Chronik fand ich Hinweise auf Frankfurter Brüder, ebenso im Vorwort des „Gesetzbuches“ von 1930. Davon ausgehend suchte ich andere Schriften in öffentlichen Bibliotheken oder im Preußischen Geheimen Staatsarchiv (Berlin), suchte in alten Adress-

---

*„Eine Chronik schreiben wollte ich eigentlich nie, doch hat es mir viel gegeben – vor allem brachte es Freude.“*

---

büchern und in der „Frankfurter Zeitung“ im Institut für Stadtgeschichte. Das Großlogenarchiv vor 1933 wurde uns erst 1992 bekannt, da es die schwedische Großloge besitzt. Nach langjährigen Verhandlungen befindet es sich jetzt wieder in Deutschland. Es wird seit Anfang 2010 aufgearbeitet und ist somit noch nicht zugänglich. Die Ordenspresse bis 1933 wurde mir im März 2009 digitalisiert übergeben. Seitdem habe ich rund 15.000 Seiten durchgearbeitet. Dadurch ist es mir möglich geworden, eine durchgängige Geschichte der Loge zu schreiben. Durch die Zeitung der „Odd Fellow“ habe ich das soziale und kulturelle Engagement der drei Frankfurter Odd

Fellow-Logen kennengelernt. Berichte über kleine und große Unterstützungen und Stipendien, Wohltätigkeitskonzerte und die Jugendfürsorge der Loge konnte ich auch in der „Frankfurter Zeitung“ finden. Demnach müssen die Odd Fellows im sozialen Leben der Stadt fest eingebunden gewesen sein.

Besonderes Fingerspitzengefühl erforderte die Forschung über unsere Mitglieder jüdischen Glaubens mit Hilfe des Jüdischen Museums Frankfurt. Von 305 Frankfurter Odd Fellows in drei Logen waren etwa 100 bis 120 Juden. Bis auf 19 Brüder konnten sie allesamt Deutschland verlassen.



130 Jahre Festloge (2005). (Foto: Goethe-Loge)

## ZUR PERSON



### Lutz Wedekind

Schon früh kam ich durch meinen Vater mit dem Odd Fellow Orden in Kontakt. Dass sich die Ideen der humanistischen und liberalen Werte auch in der Familie und im Beruf auswirkten, beeindruckte mich. Da ich im Rudersport sehr engagiert war, trat ich erst durch eine berufliche Veränderung in den Orden ein.

Als Gold- und Silberschmiedemeister kam ich 1970 nach Dortmund. Dort wurde ich Bruder der Arminius-Loge. Behutsam führte mich mein Mentor in das Logenleben ein. Eine weitere berufliche Veränderung führte mich 1986 nach Frankfurt und somit zur Goethe-Loge. Über die Loge wurde ich in Frankfurt heimisch. Besonders schätze ich das kulturelle Angebot, das meinen Interessen entgegenkommt. Malerei, Geschichte, Kunstgeschichte und Familienforschung sind meine Interessensgebiete. Besonders interessiert mich die Entwicklung der Tafel und der Tafelsitten.

Im September 2010 bin ich 40 Jahre Odd Fellow. In dieser Zeit habe ich viele Ämter bekleidet. Derzeitig bin ich Obermeister der Goethe-Loge und zugleich Altmeister.

Durch die Erstellung der Chronik bin ich in das Autorenteam der Großloge berufen worden. Dort bin ich für die Erstellung der Chronik zuständig.



Siegel der Goethe-Loge.  
(Foto: Goethe-Loge)

Da sie zuvor Logengelder erhielten, ist es wahrscheinlich, dass dies hilfreich bei der Ausreise war. Viele von ihnen sind in New York ansässig geworden. Ihres Judentums sich bewusst geworden, schlossen sie sich dort dem B'nai B'rith Orden an. Wenn frühere deutsche Odd Fellows Deutschland besuchen, war und ist ihr Anlaufpunkt durch den internationalen Rhein-Main-Flughafen in aller Regel die Goethe-Loge.

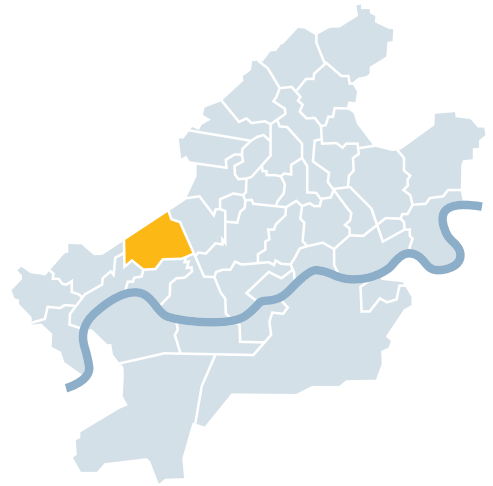
Auch nach der Fertigstellung und dem Auslaufen des Projektes im engeren Sinne schreibe ich die Chronik fort. In letzter Zeit habe ich erfreuliche Zufallsfunde erlebt. Auf einem Flohmarkt fand ich z. B. eine Schrift, in der sich durchaus Privates über den Obermeister von 1889 fand. Dies fließt in seine Biografie ein. So entstehen Zug um Zug Biografien der Mitglieder der Loge.

Über einige unerwartete Ergebnisse möchte ich noch berichten. Manche Persönlichkeiten der Loge bekamen Konturen im öffentlichen Leben unserer Stadt, auch wenn sie im Institut für Stadtgeschichte kaum dokumentiert sind. Dr. Nathan Ickelheimer beispielsweise war Mitbegründer der „Frankfurter Zeitung“, der Bürgermeister Dr. Eduard Gräf ist zu nennen oder Valentin Schnarr als Hafen- und Lagerhausdirektor. Vieles habe ich über die Loge erfahren – aber auch über mich selbst. Meine Geduld zum Beispiel beim langwierigen Forschen und Nachlesen. Aber auch meine Ungeduld, wenn die technische Seite nicht voranging. Als die Schrift fertig war, stellte sich allmählich das Abschiedsgefühl wie gegenüber einem guten Freund ein, dem man Lebewohl sagen muss. Meine Chronik ist als neu in der Aufmachung, im Inhalt und im Stil positiv vom Orden aufgenommen worden.

Die Vorgaben, die ich mir zu Beginn gestellt hatte, habe ich erreicht. Das soziale Engagement und die kulturellen Veranstaltungen der Goethe-Loge habe ich herausgearbeitet. Durch die bewusst gewählte öffentliche Präsentation im Rahmen eines Gesprächs in der Halle der Loge ist auch die Loge als solche entmystifiziert. Mit dem humanitären Wirken und den humanistischen Werten hat der Orden auch heute eine Daseinsberechtigung. Nicht nur die Goethe-Loge, auch der Odd Fellow Orden hat mit der Chronik einen Teil seiner Geschichte wieder!

GÜNTER MOOS, SOSENHEIM

## „Leben um 1900“ – Die Biographie der Juliane Kinkel aus Sossenheim



Straßenszene in der Eschborner (heute Siegener) Straße um 1910.  
(Foto: Archiv Günter Moos)

Als Herr Adalbert Vollert vom Heimat- und Geschichtsverein Nied – übrigens auch ein StadtteilHistoriker – mit der Abfassung der 1983 von der Frankfurter Sparkasse herausgegebenen Stadtteilchronik Sossenheim beschäftigt war, bat er Frau Juliane Kinkel (1892-1986) aus Sossenheim um Informationen über den Stadtteil. Die Bitte wurde erfüllt. Frau Kinkel schrieb ihre Erinnerungen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg auf über 80 Seiten nieder. Ferner schrieb sie noch Erlebnisse aus den Endzeiten der beiden Weltkriege 1918 und 1945 nieder.

Leider erreichten diese für den Stadtteil sehr wertvollen Erinnerungen Herrn Vollert erst, als ein Buch, an dem er arbeitete, schon fertig war. Dieses Manuskript stellte mir Herr Vollert nun für

meine eigenen Arbeiten zur Verfügung um es zu veröffentlichen. Die Handschrift der Juliane Kinkel habe ich editiert und mit heimatgeschichtlichen Anmerkungen sowie mit zeitgenössischen Fotos und Abbildungen versehen.

Die Chronistin schrieb die Erlebnisse aus ihrer Sicht nieder. Sie war die Enkelin des vorletzten Sossenheimer Bürgermeisters und hatte dadurch Einblick in das Dorfleben um 1900 – ein Aspekt, der dem ortsgeschichtlich Interessierten vieles erklärt. Der ursprüngliche Text konnte erfreulicherweise bis auf ganz wenige Stellen, in denen etwa Namen genannt wurden, oder bei Mehrfach-erwähnungen von einzelnen Ereignissen, beibehalten werden. Es ist bewundernswert, mit welcher Akribie die damals 90-jährige ihren Bericht niederschrieb. Durch die Edition und die erstmalige Veröffentlichung entstand eine reich bebilderte Broschüre, an der alles in allem volle 250 Jahre beteiligt waren – nämlich die 90-jährige Juliane Kinkel als Autorin, Hansjörg Ziegler, der als 90-jähriger das Layout fertigte, und zum Schluss ich selbst, der ich als fast 70-jähriger den Text bearbeitete und zum Druck beförderte.

Die katholische Kirche um 1910.  
(Foto: Archiv Günter Moos)







*Eine wohlhabende Bauernfamilie in der heutigen Wiesenfeldstraße – um 1910.  
(Foto: Archiv Günter Moos)*

---

*„Ich habe sehr gerne einen Beitrag zum Erhalt des kulturellen Erbes unserer Stadt geleistet.“*

---

Diese Arbeit wurde durch das Programm „StadtteilHistoriker“ unterstützt. Mit diesem stadthistorischen Projekt setzen sich die Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main, die Gerda Henkel Stiftung und die Frankfurter Neue Presse für die Bewusstmachung der Frankfurter Geschichte und den Erhalt des kulturellen Erbes der Stadt ein. Dazu habe ich gerne meinen Beitrag geleistet. Aufbauend auf den wertvollen Erinnerungen und Aufzeichnungen Juliane Kinkels konnte ein Band über das „Leben um 1900“ endlich der Öffentlichkeit übergeben werden.

## ZUR PERSON



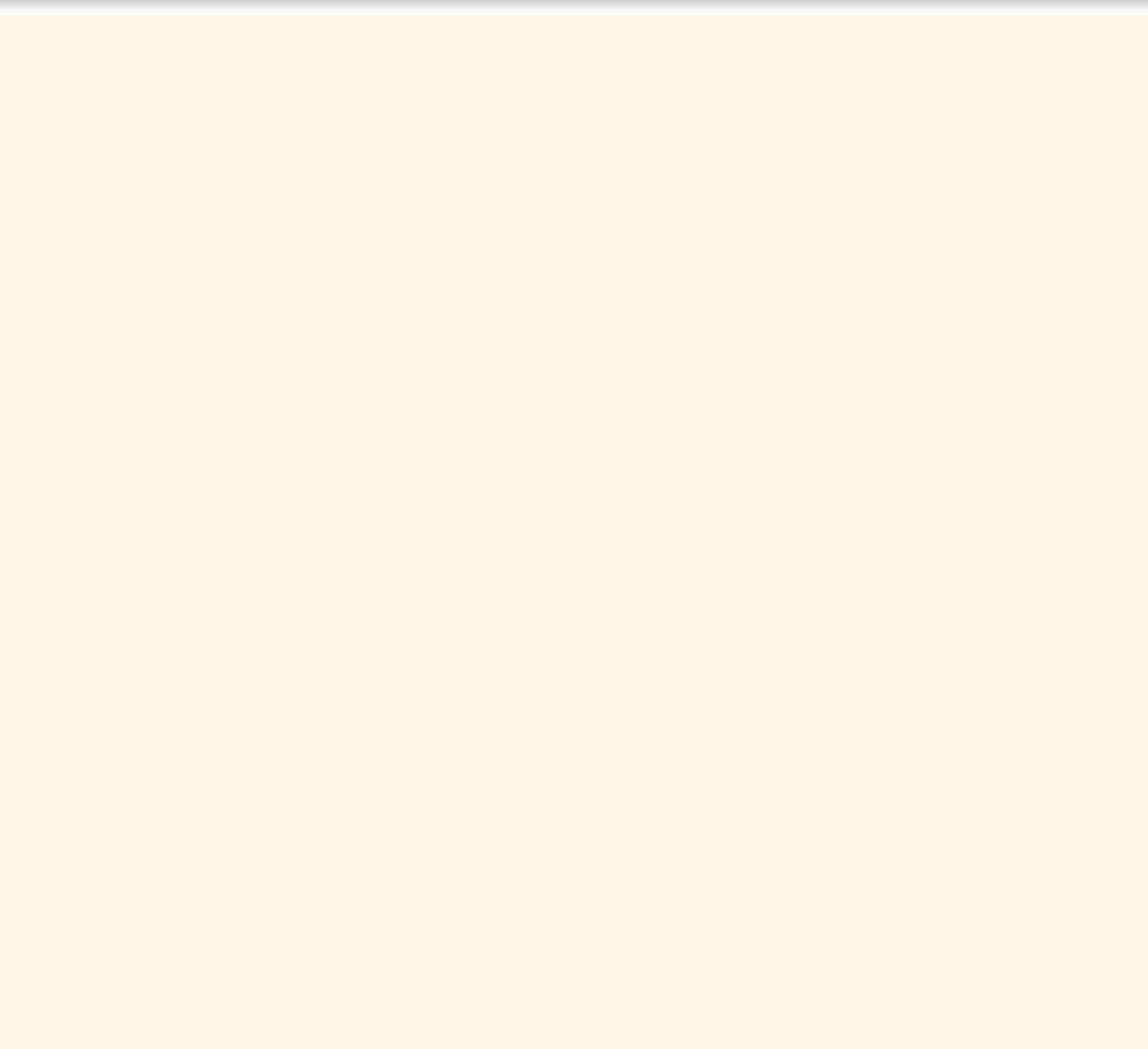
### Günter Moos

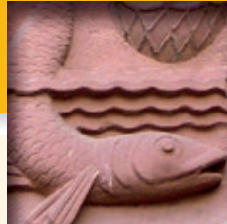
Ich wurde am 23. September 1940 in Sossenheim geboren. Von 1946 bis 1955 besuchte ich die Albrecht-Dürer-Schule hier im Stadtteil. Danach folgte eine Schreinerlehre. Ab 1959 war ich bei der Deutschen Bundesbahn beschäftigt. Nach fast 40jähriger Tätigkeit ging ich im Jahre 1998 in den Vorruhestand.

Da die Geschichte schon immer mein Hobby war, konnte ich schon im gleichen Jahr mein erstes Buch „Frankfurt – ein verlorenes Stadtbild“, einen Bildband, veröffentlichen. Mit den Titeln „Im Rundflug über Alt Frankfurt“ (1999) und „Rundgang durch das alte Frankfurt-Höchst und die westlichen Stadtteile“ (2001) erschienen zwei weitere Bildbände mit Fotos größtenteils aus meinem eigenen Fundus. 2003 gab ich einen Wegweiser zu den Gräbern bedeutender Persönlichkeiten auf Frankfurter Friedhöfen heraus.

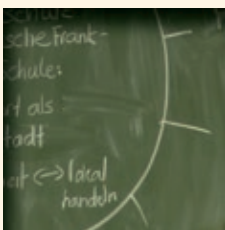
Im Jahr 2005 erschien in der geschichtlichen Zeitschrift des historischen Vereins Rhein Main Taunus die Transkription eines Erlebnisberichts „Coburger und Rockenburger“, der die Ereignisse des Jahres 1848 in Sossenheim beschreibt.

Seit Anfang der achtziger Jahre veranstaltete ich auch Führungen, besonders über den Frankfurter Hauptfriedhof – ein Hobby, das ich aus Gesundheitsgründen leider aufgeben musste.





07



## Frankfurter Schulgeschichte(n)

HELMUT KOHL, ESCHERSHEIM

## Die Ziehenschule in Eschersheim – ein Gesamtporträt



Die Ziehenschule (Foto: de.academic.ru)

Als „alter“ Eschersheimer, seit Jahrzehnten dem Stadtteil verbunden, war es für mich selbstverständlich, mich um ein Eschersheimer Thema zu bewerben. Es war für mich ebenso selbstverständlich, als Thema die Ziehenschule vorzuschlagen. Erstens liegt sie ziemlich genau in der Mitte des Stadtteils, zweitens sind andere interessante Objekte im Stadtteil nicht sehr zahlreich anzutreffen, und drittens haben meine Frau und ich an dieser Schule unser Abitur gemacht.

Da die Geschichte der Schule schon in mehreren Jubiläums-Publikationen (25 Jahre, 50 Jahre, 70 Jahre und 75 Jahre) ausführlich behan-

delt wurde, kam für mich nur eine Gesamtchronik in Frage: 97 Jahre Schulbestehen in Jahresschilderungen. Nach Rücksprache mit der Schulleitung hatte ich ungehinderten Zugang zum Schularchiv.

Nicht immer flossen die Quellen reichlich. Neben Schuljahren, bei denen eine Fülle von Materialien vorhanden war (Jahreschroniken, Konferenzberichte etc.), gab es leider auch Jahre mit nur spärlichen Informationen, bei denen ein Jahresbericht sehr schwierig wurde. Entweder hatten die jeweiligen Schulleiter kein Interesse an einer Berichterstattung gehabt, oder es sind während der Besetzung der



Lehrer der Ziehenschule 1941/42. (Bild: ISG, Zeichnung Klaus Meyer-Gasters 1941/42, © Meyer-Gasters Bildverlag)

Schule durch amerikanische Truppen in den Jahren 1945 bis 1947, als in der Schule ein Klub eingerichtet wurde, Unterlagen verschwunden. Der zweite mögliche Ort, an dem Quellen zu vermuten waren – das Stadtarchiv –, hielt eine herbe Enttäuschung für mich bereit. Zwar gab es unter dem Suchauftrag „Ziehenschule“ immerhin 41 Positionen, doch war deren Inhalt meistens dürftig. Selbst unter den vermeintlich aussichtsreichsten Titeln kamen Konvolute mit nur wenigen Seiten zum Vorschein.

*„Bald 7.000 Schülerinnen und Schüler haben an der Ziehenschule in Eschersheim seit 1922 Abitur gemacht – und ich bin einer davon.“*

Weitere Helfer waren die Leiter des Bürgeramtes und des Stadtvermessungsamtes und der Leiter des Schularchivs des Lessing-Gymnasiums, die mir Material zur Verfügung stellten.

Trotz mancher Enttäuschung kann ich feststellen, dass eine umfangreiche Sammlung mit einer Fülle von Details zusammengekommen ist. Hinzu kommt die lückenlose Auflistung aller 6780 Abiturientinnen und Abiturienten seit 1922, dem ersten Schuljahr mit Abitur. Das Buch stellt mithin einen kompletten Überblick der 97 Schuljahre dar.

Dank der von mir gewählten Ringbindung ist es möglich, die Chronik jährlich auf den neuesten Stand zu bringen.

## ZUR PERSON



### Helmut Kohl

Seit meiner Kindheit bin ich mit Gedrucktem vertraut. Mein Vater hat nach einer Lehre zusammen mit einem Druckereibesitzer einen Fachzeitschriftenverlag gegründet.

Als nach Kriegsende Fachzeitschriften noch keine Lizenz und damit kein Papier erhielten, wurde als Übergang eine Buchhandlung gegründet. Nach Abschluss meiner Buchhandelslehre habe ich die Firma übernommen, sodass ich seit 1948 Inhaber einer Buchhandlung bin. Nebenbei wurden in dieser Zeit Bücher in Lizenz oder als Eigenproduktion herausgebracht. Neben einer dreibändigen „Statik im Bauwesen“ (Lehrbuch) und dem Titel „Chemische und physikalische Einwirkungen auf Kunststoff und Kautschuk“ erschienen auch Kunstbücher oder ein großer Bildband „Vergessenes Blechspielzeug“.

50 Jahre nach dem Krieg fand 1995 ein Klassentreffen statt, bei dem alle Anwesenden ihre Erlebnisse in dieser Zeit schilderten. Aus diesen Texten brachte ich ein Buch mit dem Titel „Kriegsende 1945 – Ziehenschüler erinnern sich“ heraus.

Nach dieser Vorgeschichte kam daher bei meinem Projekt als StadtteilHistoriker Eschersheim als Publikationsform nur die Herausgabe eines Buches in Frage.

HERMANN ALTPASS, FECHENHEIM

## Die Fechenheimer Schulen



Die Fechenheimer Schulgeschichte begann im Jahre 1732. Und in diesem Jahr beginnt auch der StadtteilHistoriker Hermann Altpaß seine Darstellung der Fechenheimer Schulgeschichte.

sich so manche Änderung ergeben hatte. Den letzten und vielleicht entscheidenden Grund lieferte aber die Aussage vieler Fechenheimer, sie seien in „die Freiligrath-Schule“ gegangen. Denn diese scheinbar

*„Viele Fechenheimer sagten mir im Gespräch, dass sie in die Freiligrath-Schule gegangen seien – ja gut, dachte ich bei mir, aber in welche, es gab deren vier! – Das wollte ich einmal genauer erfahren und darstellen.“*

Eine ganze Reihe von Motiven gaben den Ausschlag, sich gerade mit diesem Thema zu beschäftigen. Zum einen war ein 1986 erschie- nenes Buch zum nämlichen Thema vergriffen und sollte neu aufge- legt werden. Zum anderen war aber hierzu die Schulgeschichte seit 1986 nachzutragen – ein verhältnismäßig langer Zeitraum, in dem

so harmlose Aussage war alles andere als eindeutig. Nicht weniger als drei verschiedene Fechenheimer Schulen nämlich trugen diesen Namen; heute heißt eine vierte Schule – die Grundschule Freiligrath- Schule in der Fachfeldstraße – nach dem auch hier im Rhein-Main- Gebiet wirkenden Dichter Ferdinand Freiligrath.



Zahlreiche Recherchen waren notwendig, um die Fechenheimer Schulgeschichte von Grund auf neu zu bearbeiten. Die Archive der Schulen öffneten sich dem StadtteilHistoriker, schließlich führten ihn seine Studien aber bis in das Staatsarchiv Mar- burg. Daneben standen Befragungen von Zeit- zeugen und ehemaligen Schülern. Stück für Stück setzte sich auf diese Weise ein lebendiges und aufschlussreiches Buch zusammen, das darüber hi- naus umfassend und abwechslungsreich bebildet ist. Der StadtteilHistoriker Hermann Altpaß hat das 155 Seiten starke Buch inklusive Layout und Bildbe- arbeitung komplett selber erstellt.

*Jahn-Schule, Jahrgang 1868.*

*(Foto: Heimat- und Geschichtsverein Fechenheim)*

## ZUR PERSON



### Hermann Altpass

Der StadtteilHistoriker Hermann Altpass, 1937 geboren, wuchs zunächst im Kreis Limburg-Lahn auf. Nach dem Schulbesuch erlernte er den Beruf des Elektroinstallateurs in Frankfurt am Main und arbeitete anschließend bei einem Unternehmen in Fechenheim.

Nach der Familiengründung war Altpass als Monteur für Neon-Leuchtreklame tätig. Als Hersteller und Monteur für Schilder- und Lichtreklame machte er sich im Jahr 1969 selbstständig und erwarb 1974 seinen Meisterbrief für Werbetechnik.

Seit 1978 ist Altpass Mitglied im Heimat- und Geschichtsverein Fechenheim e. V., seit 1985 amtiert er als 1. Vorsitzender. 2000 wurde er zudem 1. Vorsitzender des Deutschen Schilder Museums in Lahr. 2002 übergab er seinen Fechenheimer Werbetechnikbetrieb an die Tochter Beate Sachs.



Stadtansicht von Fechenheim, ca. 1900. (Foto: ISG)

Als illustrative Ergänzung gestaltete Altpass eine Ausstellung zur Fechenheimer Schulgeschichte. Einer ihrer Höhepunkte war eine Sammlung von Klassenfotos aus den Jahren von 1868 bis 2007 – eine so durchgehende, vollständige Sammlung lud zu Vergleichen geradezu ein: wie änderten sich Habitus und Kleidung der Lehrer und Schüler? In welcher Ordnung treten die Schüler zum Gemeinschaftsfoto an? Wann kommen Mädchen dazu, und in welcher Anzahl kommen sie? Ab welchem Jahr mischen sich Mädchen und Jungen in der Sitzordnung? – Das sind nur einige der Einsichten, die eine solche eindrucksvolle Sammlung ermöglicht.

Daneben war viel Mobiliar und Ausstattung in der Ausstellung zu finden, alte Schulbänke, Schiefertafeln, Griffel und Schulhefte. Alleamt Zeugnisse einer vergangenen Zeit, die doch noch gar nicht so lange zurückliegt.

Das Projekt war – misst man das an den Besucherzahlen der Ausstellung und an der Nachfrage der Begleitpublikation – ein großer Erfolg. Die Schulgeschichte Fechenheims ist damit wieder in einer populären Darstellung verfügbar – und sie stößt auf ein reges Interesse.

Das Fechenheimer Wappen.



CLAUDIA KAUTER, SACHSENHAUSEN

## 100 Jahre Schillerschule

Die Schillerschule in Sachsenhausen feierte im Jahr 2008 ihren 100. Geburtstag. Dieses Jubiläum war Anlass genug, die Schulgeschichte zu untersuchen und dabei festzustellen, was daran eher als Kontinuität, was als Wandel zu werten ist.

Die Schillerschule lohnt durchaus die historische Beschäftigung, da sie seit ihrer Gründung 1908 als erste Frankfurter Schule auch Mädchen das Abitur ermöglichte. Der Bildungskanon war von Anfang an vielfältig und betonte die Bedeutung der Naturwissenschaften – auch für die Mädchen.

Der zunächst sehr weite Einzugsbereich der Schule umfasste angesichts des starken Zustroms von Schülerinnen sehr bald vor allem Sachsenhausen und die südlich des Mains gelegenen Stadtteile. Das Gebiet rund um die Schillerschule wurde zur selben Zeit baulich erschlossen, die Schillerschule konnte also in einem Entwurf des damaligen Stadtbauinspektors Hugo Eberhardt in die Planung des neuen Stadtviertels, bei dem auch der Vorläufer des heutigen Universitätsklinikums entstand, integriert werden. Die neu entstandenen Wohnungen und Einfamilienhäuser waren von größerem Zuschnitt, der den Zuzug eher bürgerlicher Schichten erwarten ließ, denen an der Ausbildung auch der Töchter gelegen war – und die es sich damals leisten konnten, für die Töchter doppelt so viel Schulgeld wie für die Söhne zu zahlen. Auffällig ist die große Zahl „prominenter“ Frauen, die Schülerinnen dieser Schule waren. Beispielhaft genannt seien die Avantgarde-Fotografin Ilse Bing, die Sportlerinnen Helene Mayer und Ann Kathrin Linsenhoff, die erste Ministerin der Bundesrepublik, Dr. Elisabeth Schwarzhaupt, die Nobelpreisträgerin Prof. Dr. Christiane Nüsslein-Vollhardt sowie die Schriftstellerinnen Stefanie Zweig und Susanne Fröhlich.

Bei der Arbeit.



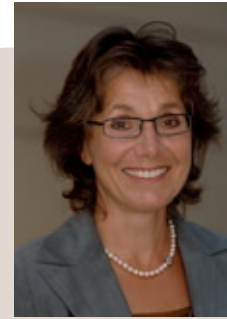
*„Die thematischen Schwerpunkte haben uns geholfen, die vielen interessanten Funde zu systematisieren. Es war interessant zu sehen, wie unsere Schule die Spannung zwischen Kontinuität und Wandel ausgeglichen hat.“*

Die Schillerschule spielte und spielt noch immer eine bedeutende Rolle im Stadtteil Sachsenhausen, wenn auch mit wechselndem Inhalt. Auch heute noch versteht sich die Schillerschule gemäß ihrem Schulprogramm als „Schule im Stadtteil Sachsenhausen“, was sich zum Beispiel in einer intensiven Zusammenarbeit mit Vereinen und Museen ausdrückt. Aus all diesen Gründen sollte nicht nur eine Chronologie der Schulgeschichte entstehen, sondern es stellten sich vielfältige übergreifende, historische Fragen. Hat sich der liberale Geist, der die Schillerschule angeblich stets kennzeichnete, durch das Jahrhundert hindurch erhalten? Wie wurde dieser liberale Geist, der Respekt gegenüber dem Individuum und Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft beinhaltet, an der Schule verwurzelt?





## ZUR PERSON



### Claudia Kauter

Ich unterrichte die Schülerinnen und Schüler der Schillerschule in Frankfurt-Sachsenhausen seit mehr als 30 Jahren in den Fächern Geschichte, Politik und Wirtschaft sowie Philosophie/Ethik. Ein Schwerpunkt in meiner beruflichen Tätigkeit lag stets auf der Einbindung außerschulischer Lernorte und der Zusammenarbeit mit den Museen der Stadt Frankfurt. Ich habe im Rahmen der Hessischen Lehrerfortbildung im Bereich der Museumspädagogik gearbeitet und Unterrichtsmodelle für das Goethehaus und die Revolution 1848 in Frankfurt, außerdem Unterrichtsmaterialien für das Fach Ethik mitentwickelt.

In der Schillerschule gehöre ich als Studiendirektorin zur erweiterten Schulleitung und bin verantwortlich für die inhaltliche Entwicklung in den Fächern des gesellschaftlichen Aufgabenfeldes. Hier macht es mir immer noch Freude, neue Entwicklungen anzustoßen.

Mein Berufsleben ist wichtiger Lebensinhalt, doch habe ich auch ein privates Leben: Ich bin verheiratet, habe zwei inzwischen erwachsene Töchter und erhole mich gerne beim Lesen und bei der Gartenarbeit, beim Laufen und Kochen und in den Ferien bei Reisen mit sportlichem oder kulturellem Schwerpunkt.

*Türgriff der Schillerschule, 1908. (Fotos: privat)*

Wie reagierte die Schillerschule auf die politischen Veränderungen des Jahrhunderts? Und schließlich fragte ich noch einmal in historischer Perspektive, wie sich die Schule als Institution im Stadtteil versteht. Ich fühlte mich für dieses Projekt verantwortlich, weil ich zu der Gruppe von Lehrern und Lehrerinnen gehörte, die seit mehreren Jahrzehnten an der Schillerschule unterrichten und einen großen Teil ihrer Geschichte aktiv mitgestaltet haben. Zudem unterrichte ich selbst das Fach Geschichte und habe mich intensiv mit museumspädagogischen Fragen befasst. Mit einer Gruppe von Schülerinnen und Schülern, unterstützt von einigen Kollegen, entstand der Plan, die Geschichte der Schule aus Schul- und Stadtarchiv sowie Berichten ehemaliger Schülerinnen zu rekonstruieren und die gewonnenen Inhalte in einer Ausstellung zum Jubiläum zu präsentieren und in einer Festschrift sowie auf der Homepage der Schule vorzustellen. Die Materialfülle machte uns allerdings zu schaffen: Je länger wir die Archivalien durchsuchten, desto mehr entdeckten wir. Da der Jubiläumstermin aber festlag, waren wir auf einen strengen Zeitplan verpflichtet. Wir verwarfen bald unser ursprüngliches Konzept einer rein chronologischen Übersicht zugunsten thematischer Schwerpunkte, wobei uns inhaltliche Kontinuitäten ebenso wichtig waren wie die vielen neuen Akzente in der Entwicklung des Schul- und Bildungslebens. Wichtigstes Kontinuum der Schillerschule schien zu sein, dass sie stets frühzeitig auf veränderte Lebenswirklichkeiten reagiert und auf diese Weise ihren liberalen Geist bewahrt hat.

Die größten Schwierigkeiten entstanden beim Festhalten der Ergebnisse, was schon allein zeitlich ohne die tatkräftige Unterstützung vieler Kollegen nicht möglich gewesen wäre – die Schülerinnen und Schüler waren bei der inhaltlichen Festlegung oft überfordert. Weitere Probleme entstanden bei den technischen Fragen: Wie können wir die Dokumente angemessen präsentieren? Wo gibt es Rahmen und Vitrinen? Wie sollen diese gestaltet werden? Die Unterstützung durch Frau Murmann vom Institut für Stadtgeschichte, durch Frau Drummer von der Geschichtswerkstatt „Zeitkontor“ sowie die finanzielle Unterstützung durch die Stiftung Polytechnische Gesellschaft waren wichtige Hilfen. Auch die Zusammenarbeit mit dem Historischen Museum hat die Ausstellung erleichtert: hier konnten wir Ausstellungsvitrinen erhalten.

Pünktlich zum Jubiläumstag am 24. April 2008 war die Ausstellung fertig und wurde feierlich eröffnet. Die Festschrift, die eine Fülle von zusätzlichen Dokumenten enthielt, war ebenfalls fertig gedruckt, nur die digitale Aufarbeitung wurde mit Verspätung fertig. Interessant ist, wie leidenschaftlich die ehemaligen Schülerinnen an den Jubiläumstagen, aber auch bei späteren Klassentreffen über den Geist der Schule und den Unterrichtsstil ihrer ehemaligen Lehrer diskutierten. Zwei Jahre lang haben inzwischen viele Besucher, aber auch die vielen Schülerinnen und Schüler, mit Interesse die eine oder andere Ausstellungstafel gelesen und angesehen. Zur Zeit ist die Ausstellung im Archiv eingelagert, doch soll sie nach der Restaurierung des „alten“ Schillerschultrakts wieder gezeigt werden.



FRANZISKA FLUCKE, SACHSENHAUSEN

## 100 Jahre Freiherr-vom-Stein-Schule



Das Projekt „1909-2009 – 100 Jahre Freiherr-vom-Stein-Schule“ ist ein Schulprojekt, das von Lehrern und Schülern der Freiherr-vom-Stein-Schule realisiert wurde. Projektverantwortliche war die Referendarin Franziska Flucke, die zusammen mit ihren Kollegen Alfred Heigel und Natascha Rodert und einer Gruppe von 30 Schülern aus der Mittelstufe in einem Jahr eine Ausstellung zur Geschichte des Sachsenhäuser Gymnasiums konzipierte und realisierte. Die Ausstellung wurde zu den Feierlichkeiten des Jubiläums im Foyer des neuen Schulgebäudes eröffnet. In 15 großen Glasrahmen und mehreren Vitrinen wurden die Ergebnisse monatelanger Recherchearbeiten präsentiert. Ein Großteil der Ausstellung hat mittlerweile einen dauerhaften Platz im Schulgebäude gefunden.

forschten zum Beispiel die Namensänderungen und die Biographie der Namensgeber. Andere befassten sich mit dem Thema „Sport“ und stießen dabei schnell auf den Weltklasseschwimmer Michael Groß. Eine sehr motivierte Mädchengruppe wollte erforschen, welche jüdischen Schüler die Schule besuchten und wie ihr Alltag aussah. Die Mädchen stießen bei ihren Recherchen auf den berühmten Philosophen Theodor W. Adorno, der 1921 seine Reifeprüfung am, wie es damals hieß, „Kaiser-Wilhelm-Gymnasium“ ablegte.

Darüber hinaus fanden sie aber keine Spuren weiterer jüdischer Schüler, besonders nicht für die Zeit des Nationalsozialismus. Besuche im Institut für Stadtgeschichte, im Jüdischen Museum Frankfurt und

*„Namenswechsel, Standortwechsel, neue Gebäude – die Freiherr-vom-Stein-Schule hat eine spannende, ereignisreiche Geschichte.“*

Die Freiherr-vom-Stein-Schule wurde am 19. April 1909 als „Königliches Sachsenhäuser Gymnasium in Entstehung“ als reine Jungenschule eröffnet. Da es aber noch kein Schulgebäude gab, fand der Unterricht in der benachbarten Schillerschule statt. Erst zwei Jahre später, am 30. September 1911, konnte das eigene Gebäude bezogen werden. Seitdem kann die Schule auf eine wechselvolle Geschichte und einige berühmte Schüler zurückschauen. Mehrere Namenswechsel, bauliche Veränderungen und Standortwechsel kennzeichnen die Geschichte des einstigen Jungengymnasiums und wirken noch in die Gegenwart hinein. So wurde pünktlich zur 100-Jahr-Feier im Herbst 2009 auch das neue Schulgebäude am Südbahnhof eingeweiht. Zwischenzeitlich war die Schule für zwei Jahre in Container ausgelagert.

Dort, im Container, begannen die Vorbereitungen für die Ausstellung. Mit Beginn des Schuljahres 2009/10 machten sich die Schüler des Wahlpflichtkurses „Politisch-historische Bildung“ (8. und 9. Klasse) auf die Suche nach Spuren ihrer Schulgeschichte. In kleinen Arbeitsgruppen arbeiteten sie die Vergangenheit auf. Zwei Schülerinnen er-



Franziska Flucke. (Foto: FNP)

## ZUR PERSON

Die erste Sexta (hier schon Quarta) des neuen Sachsenhäuser Gymnasiums mit ihrem Klassenlehrer Dr. Ernst Bieber, 1911.

(Foto: Festschrift des KWG zur 25-Jahr-Feier, 1934, S. 14)



in der Jugendbegegnungsstätte Anne Frank halfen, die Zeit besser zu verstehen. Doch für ihre Schule konnten die Schülerinnen dort keine Hinweise ermitteln. Allerdings fand die Gruppe bei der Durchsicht der Schülerakten aus der Zeit zahlreiche „Ariernachweise“. Der Blick in die Akten offenbarte auch, wie die Schüler damals vom Krieg und dessen Folgen betroffen waren. So erfuhren sie zum Beispiel, dass ganze Jahrgänge als „Flakhelfer“ am Flughafen stationiert wurden und dort Unterricht erhielten.

Leider war das Schularchiv aufgrund der Containersituation in der Zeit der Recherche ausgelagert und nur schwer zugänglich, was die Arbeit behinderte und die Motivation der Schüler zeitweise sinken ließ. Doch der wiederholte Gang ins Archiv lohnte sich durchaus, weil dort einige interessante Dokumente zu Tage kamen, die nun in der Ausstellung zu sehen sind. Viele Informationen über den Schulalltag bekamen die Arbeitsgruppen auch von ehemaligen Schülern, die zahlreiche Fragen beantworteten und sehr anschaulich aus der Schulzeit berichteten. Auch stellten sie bereitwillig Exponate zur Verfügung, wie eine Schulmütze, die einen dauerhaften Platz in einer Vitrine gefunden hat. Alte Festschriften waren ebenso aufschlussreich, sie boten beispielsweise interessantes Fotomaterial.

Die Zeit der Recherche nahm fast das gesamte Schuljahr in Anspruch. Vor Beginn der Sommerferien wurde das gesammelte Material gesichtet und ein erstes Konzept für die konkrete Präsentation erstellt. Über die Sommerferien ruhte das Projekt, bevor es dann zu Beginn des Schuljahres 2009/10 im neuen Schulgebäude in die Endphase ging. Erste Vitrinen wurden bestückt, Rahmen angeschafft, ein einheitliches Layout entworfen, Texte verfasst und Bilder vergrößert. Am 25. September 2009 konnte die Ausstellung im Rahmen der

offiziellen Feierlichkeiten zum Jubiläum besucht werden. Besonders großen Andrang gab es am 3. Oktober beim Schulfest, als die neue Schule auch Eltern, (ehemaligen) Schülern und Lehrern sowie Anwohnern offenstand. Neben der eigentlichen Ausstellung hatte noch ein Schüler eine Präsentation erstellt, ein Zeitstrahl zur Schulgeschichte wurde ausgelegt und auch eine Festschrift wurde herausgegeben; zu dieser schrieb die StadtteilHistorikerin Franziska Flucke einen Leitartikel zu 100 Jahren Freiherr-vom-Stein-Schule.

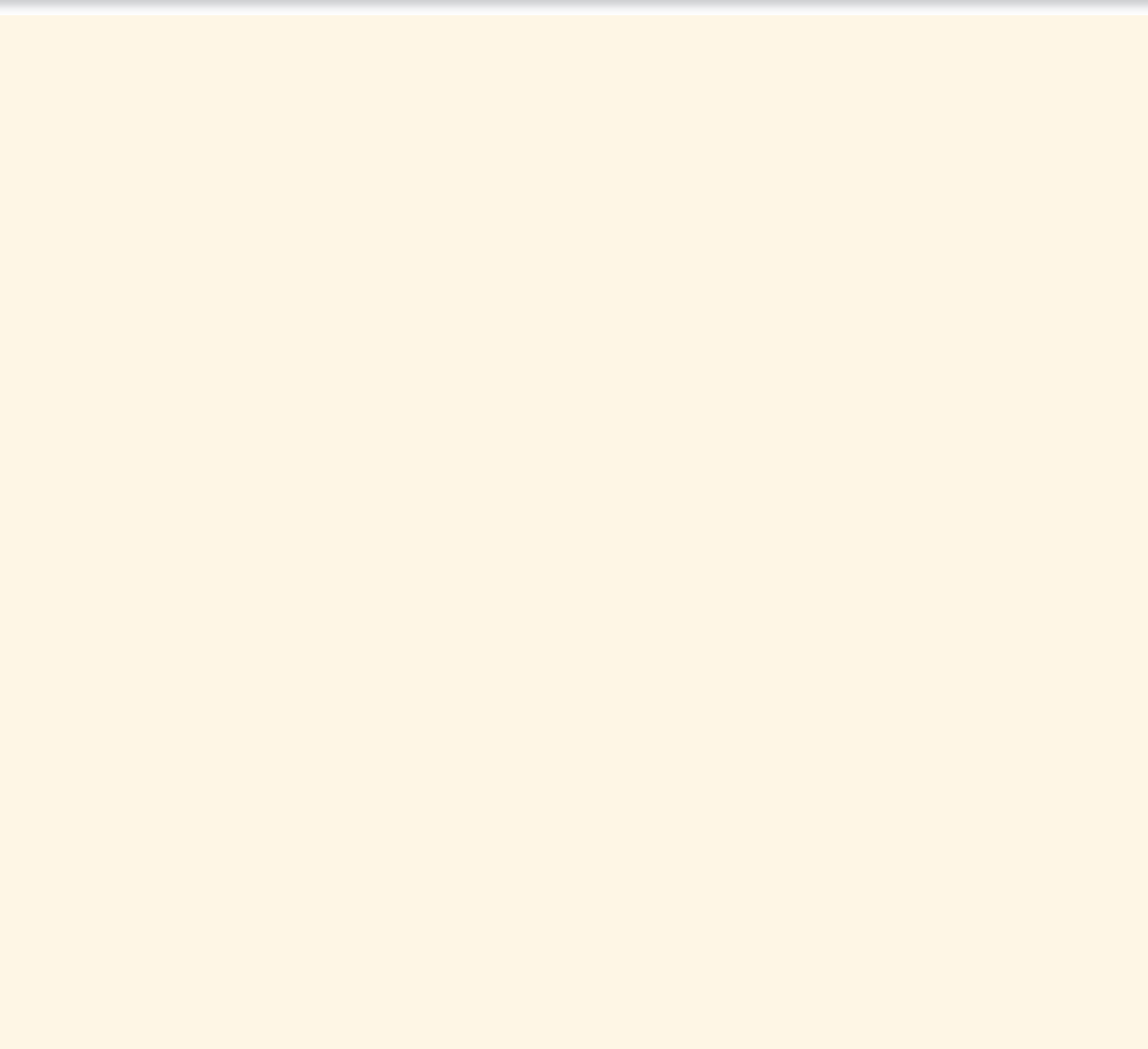


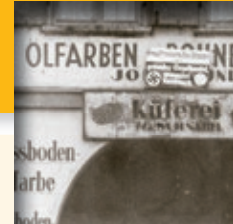
### Franziska Flucke

Die gebürtige Thüringerin Franziska Flucke kam im August 2008 als Studienreferendarin für die Fächer Geschichte und Französisch an die Freiherr-vom-Stein-Schule in Frankfurt-Sachsenhausen. Seit ihrer eigenen Schulzeit fasziniert sie das Fach Geschichte, und so ging sie zum Studium der Geschichtswissenschaft nach Potsdam.

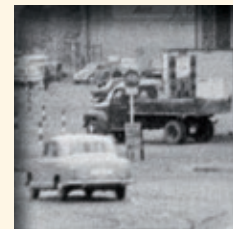
Als zweites Fach studierte sie Französisch, weshalb es sie immer wieder für längere Aufenthalte nach Frankreich zog. Nach einem Jahr Projektarbeit in Paris trat Frau Flucke in Frankfurt ihr Referendariat an. An ihrer Ausbildungsschule warfen große Ereignisse ihre Schatten voraus. Das 100-jährige Jubiläum der Freiherr-vom-Stein-Schule wollte vorbereitet werden. Ermutigt von ihrem Kollegen bewarb sich die damals 25-Jährige mit dem Projekt zur Aufarbeitung der Schulgeschichte bei der Stiftung Polytechnische Gesellschaft.

Zwei Jahre später schaut sie als fertig ausgebildete Lehrerin auf zwei anstrengende Jahre Referendariat und eine tolle Projektarbeit zurück.





# 08



Stadtteile im Umbruch –  
Alltagsgeschichte in Frankfurt

GUIDO HEIDENREICH-URBACH, OBERRAD

## Die Geschichte der Oberräder Gärtner und ihrer Familien

Oberrad ist das Frankfurter Gärtnerdorf schlechthin – und das, obgleich von den einst mehr als hundert Gärtnereibetrieben nur noch wenige übrig geblieben sind. In einem Adressbuch aus dem Jahr 1897 finden sich noch an die 100 größere und kleinere Gärtnereibetriebe.

Und es finden sich in diesen Einträgen immer wieder dieselben Namen. Besonders häufig stößt man auf die Namen Bernhardt, Braun, Claus, Dedecke, Fischer, Ganz, Griesinger, Hardt, Haug, Höhning, Hofseß, Huber, Jörg, Jung, Kissel, Krämer, Lauf, Ludwig, Marzahl, Möser, Rauscher, Rußmann, Scherb, Scondo, Stoll, Weiß, Wilhelm, und Wolf. Einige dieser Namen finden sich auch schon zu Beginn der Kirchenbücher von Oberrad. Es sind in der Tat alteingesessene Gärtnerfamilien in unserem Stadtteil.

---

*„Seit meinem vierzehnten Lebensjahr betreibe ich Ahnenforschung; als Erforscher der Ortsgeschichte würde ich mich als ‚Jäger und Sammler‘ bezeichnen.“*

---

Die Kirchenbücher aus der Gemeinde Oberrad beginnen im Jahre 1626 und sind über die Jahrhunderte erhalten geblieben. Sie sind, was die Berufe der Bevölkerung angeht, mal mehr, mal weniger aufschlussreich. Chronologisch noch weiter zurück führen die Frankfurter Standesbücher, die bereits um 1530 beginnen. Die Taufen der Kinder aus Oberrad wurden in vielen Fällen dort verzeichnet, so dass man dann noch vor den Beginn der Kirchenbücher zurückgehen kann.

Die Quelle der Kirchenbücher ist damit aber noch nicht ausgeschöpft. Die Berichte der Pfarrer, die Testamente und die Verhandlungen mit dem Rat der Stadt Frankfurt geben weiteren Aufschluss über die Oberräder Gärtnerfamilien, über ihre Verhältnisse und Lebensumstände.



Oberrad, 1934. (Foto: ISG)

Die älteste noch in Oberrad ansässige Familie ist die Familie Krämer, die erstmals im Jahre 1486 erwähnt wurde. Seit 1530 ist sie mit sicherer Stammfolge nachweisbar. Ihr sozusagen chronologisch auf den Fersen ist die Familie Lauf. Die Laufs wanderten 1563 aus Offenbach ins schöne Oberrad zu. Es gab freilich auch Familien, deren Namen verschwunden sind, da sie zu einem bestimmten Zeitpunkt ausschließlich Töchter hatten – dazu gehören die Familien Steinheimer, Mitternacht und Holzapfel. Durchaus alte Familien, zu denen die nachweisbaren Verbindungen aber aufgrund der Verheirathungen irgendwann abreißen.

## ZUR PERSON



**Guido Heidenreich-Urbach**

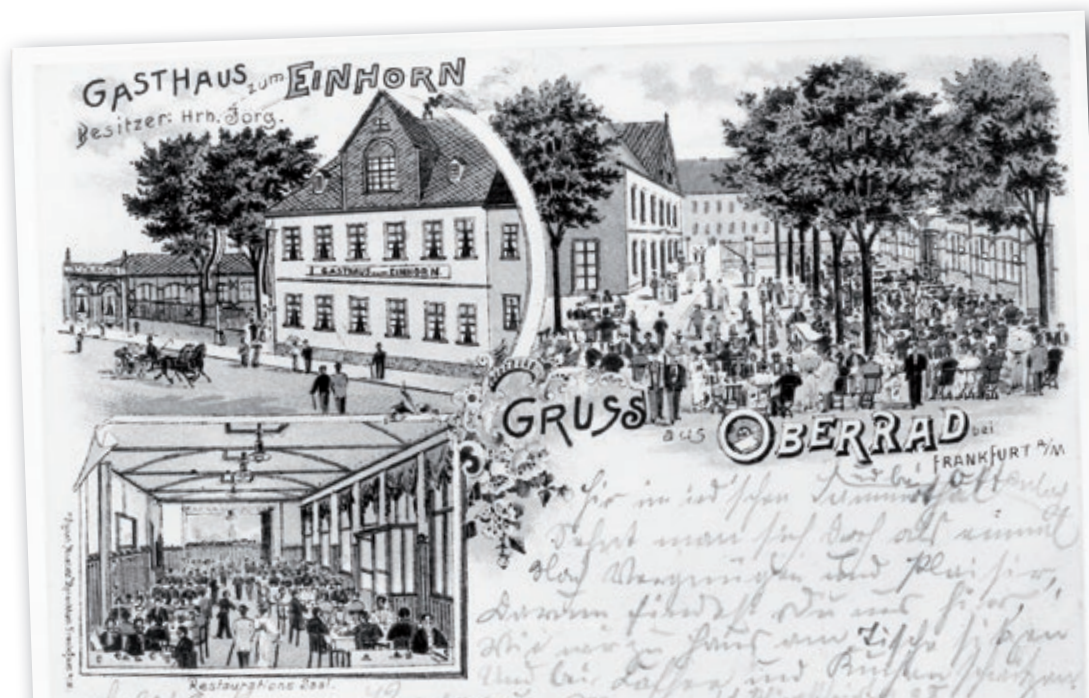
Der StadtteilHistoriker Guido Heidenreich-Urbach kam im Jahr 1968 in Gießen zur Welt. Nach dem Schulabschluss lernte er zunächst Raumausstatter und erlernte dann den Beruf des Krankenpflegers. Lange Jahre arbeitete er auf der Intensivstation in einem Krankenhaus in Sachsenhausen. Momentan ist er als Studienkoordinator in der Infektionsambulanz der Medizinischen Klinik II im Frankfurter Universitätsklinikum tätig. Er ist Mitbegründer des Oberräder Heimat- und Geschichtsvereins und ein begeisterter Ahnenforscher.



Oberrad, Offenbacher Landstraße 322, 1934. (Foto: ISG)

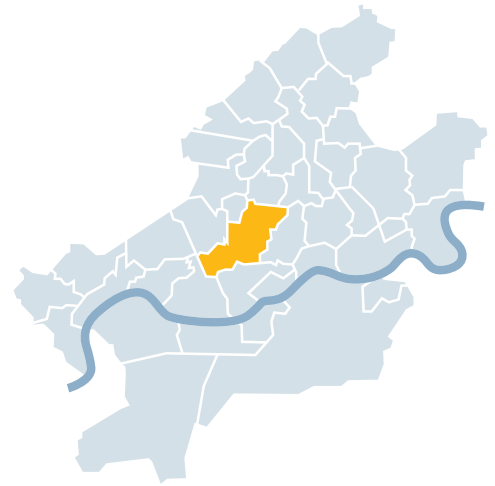
Die Urahn der Oberräder Gärtnerfamilien kamen mit anderen Berufen in das Dorf. Da gab es zum Beispiel viele Schuhmacher, aber auch Schneider, Glaser und Fuhrleute. Von diesem Ausgangspunkt aus entwickelten sich in der Folge die Oberräder Gärtnerfamilien, in ihren je ganz verschiedenen Ausprägungen. Die Untersuchung führt über die sozialen Verhältnisse, die Einrichtungen der Leichen- und Unterstützungskasse, mit denen die Gärtner Anschluss an die moderne Sozialpolitik fanden, über die Gründung der Gärtnervereingung schließlich in die Gegenwart.

Gasthaus Einhorn, Oberrad, ca. 1910. (Bild: ISG)



SUSANNE CUNITZ, BOCKENHEIM

## Bockenheim in den 1960er und 1980er Jahren



Über den Frankfurter Stadtteil Bockenheim wurde schon viel Geschichtliches verfasst. Dabei wird meist über Bockenheim vor und während des Zweiten Weltkrieges oder über die Entwicklung des Handwerks und der Industrie geschrieben. Auch wird ein Vergleich zwischen früher und heute immer wieder gern gezeigt. Dabei kommen die 1960er, 1970er und die 1980er Jahre, in denen ich in Bockenheim aufgewachsen bin, in meinen Augen immer viel zu kurz.

Mit meinem Projekt wollte ich daher diesen Abschnitt der Geschichte Bockenheims wieder lebendig machen und damit eine Zeit allen Bockenheimern ins Gedächtnis rufen, die geprägt war von großen Veränderungen im stadtplanerischen und manchmal auch im persönlichen Bereich. So sollten mit „Entenpark“ und „Königsplätzchen“ Erinnerungen an die Kindheit wachgerufen werden, in der man tatsächlich noch für 20 Pfennige im Eiscafé auf der Leipziger Straße eine Kugel Eis essen konnte. Wer erinnert sich nicht an die Straßenbahnen, die direkt an der Warte vorbeifuhren und im Straßenbahndepot geparkt wurden? Wo heute das Café „Extrablatt“ ist, gab es damals die Kneipe „Schlagbaum“.

Schloßstraße, ca. 1965. (Foto: ISG)

Wichtig war mir vor allem aber die Darstellung der Kindheit im Bockenheim dieser Zeit.

Zuerst wollte ich möglichst viele Fotografien sammeln, um mir einen Überblick zu verschaffen. Unterstützt wurde ich von Freunden meiner Generation, und natürlich habe ich auch meine eigenen Alben durchgesehen.

Der erste Schritt war es dann, im Stadtarchiv nach Bildern aus den 1960er bis 1980er Jahren zu suchen. Ich habe mich im großen und ganzen auf Bockenheim und die angrenzenden Stadtviertel beschränkt, aber auch die Zeit in Frankfurt ganz allgemein berücksichtigt. Viele Stunden habe ich im Archiv verbracht.

Ich habe Freunde und Bekannte nach ihren Erinnerungen an ihre Kindheit in Bockenheim befragt. Dann habe ich anhand einer Umfrage noch mehr Informationen gesammelt. Dabei fragte ich auch nach örtlichen Veränderungen und nach Lieblings-Spielplätzen, um einen genaueren Blick auf den Alltag werfen zu können.





## ZUR PERSON



Schloßstraße, 1976. (Foto: ISG)

Am 13. und 14. September 2008 fand dann eine Ausstellung der von mir erarbeiteten Ergebnisse im Gemeindezentrum der St. Elisabeth-Kirche in Bockenheim statt. Noch bis Anfang Oktober war die Ausstellung dann im Anschluss im Pflegeheim Bockenheim des Frankfurter Verbandes in der Friesengasse zu sehen.

Ich habe während des Projekts durchweg nur positive Erfahrungen sammeln dürfen. Ich selber habe viel erfahren und gelernt und zahlreiche neue Kontakte geknüpft. Nicht zuletzt habe ich mit der Ausstellung ein beinahe in Vergessenheit geratenes Wissen weitergeben können – vor allem auch an Kinder.

---

*„In Bockenheim hat sich in wenigen Jahrzehnten so viel verändert. Ich habe mich selbst und viele andere daran erinnert.“*

---

So wichtig und schön das alles war – so anstrengend war es auch, zumindest zeitweise. Heute würde ich mich noch enger auf einen bestimmten Zeitraum beschränken, zu viele Jahrzehnte sind in dieser Form einfach nicht leistbar. Insbesondere in der Endphase des Projekts, als es auf die Ausstellung zugeht, wäre ich ohne fremde Hilfe, vor allem von Freunden und der Familie, nicht fertig geworden.

Es ist interessant zu sehen, dass sich das Projekt doch etwas anders entwickelte, als von mir vorhergesehen und geplant. Zum einen wollte ich ursprünglich Aushänge machen, um an Material zu kommen. Das erwies sich als überflüssig, denn über Freunde und Bekannte und über „Bockenheim aktiv“ habe ich bereits so viel Material bekommen, dass die Bilderflut schließlich zu viel geworden



**Susanne Cunitz**

Susanne Cunitz wurde mitten in den 1960er Jahren in Wertheim am Main geboren, und sie lebt seit 1966 in Frankfurt am Main. Nach dem Studium der Kunstgeschichte und Geschichte sowie Jura an der Goethe-Universität war sie überwiegend freiberuflich tätig.



Franz-Rücker-Allee, 1980. (Foto: ISG)

wäre. Auch wollte ich zunächst noch die Studentenproteste mit berücksichtigen, aber just in dieser Zeit erschienen so viele Berichte über die 68er Bewegung, dass mir das schließlich unnötig erschien. Ohnehin hätte es meinen Zeitplan durcheinander gebracht.

Die Kindheit in Bockenheim aber – das war und blieb mein zentrales Thema, mein wichtigstes Anliegen. Und das hat sich genau so entwickelt, wie ich mir das vorgestellt hatte.

BRUNO SCHNEIDER, BOCKENHEIM

## Wandel im Handel – Die kleine Welt der Leipziger Straße



Während meines Studiums von 1967 bis 1973 habe ich die Leipziger Straße sehr gut kennengelernt. Fast alles, was ich zum Leben brauchte, gab es dort. Während meines Referendariats wohnte ich vorübergehend in der Falkstraße – also um die Ecke! Viele Jahre später arbeitete ich in einer Frankfurter Filmproduktionsfirma in der Kurfürstenstraße, einer Querstraße zur Leipziger.

Vor noch viel mehr Jahren, nämlich in meiner Kindheit, lief ich in Gelnhausen auf der Alten Leipziger Straße zur Schule und kam dort immer an der engsten Stelle dieses Handelswegs zwischen den Messestädten Frankfurt und Leipzig vorbei. Kein Fuhrwagen, der von einer Stadt in die andere wollte, durfte breiter sein als diese Stelle. Das hat mich schon als Kind beeindruckt – vor allem, wenn ich mir

vorstellte, wie viele Wagen mit wie vielen Menschen aus wie vielen Nationen dort schon im späten Mittelalter durchfuhren.

Seit drei Jahren bin ich befreundet mit einer Iranerin, die ganz selbstverständlich und sehr gerne auf der Leipziger Straße einkaufen geht und sich dort seit zwanzig Jahren zuhause fühlt. Ich habe sie oft dabei begleitet, und als wir dann zufällig von dem „StadtteilHistoriker“-Projekt erfuhren, war schnell klar: über diesen Teil der Stadt, in dem so viele verschiedene Nationen einkaufen und verkaufen, in dem so viele Sprachen gesprochen werden, machen wir einen Film, der den „Wandel im Handel“ dieser Straße dokumentiert, über die Menschen, die beim Handel sowohl hinter wie auch vor der Verkaufstheke stehen.

---

*„Über diesen Teil der Stadt, in dem so viele verschiedene Nationen einkaufen und verkaufen, in dem so viele Sprachen gesprochen werden, wollte ich einen Film machen.“*

---



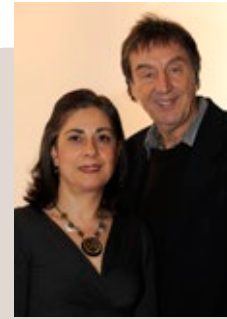
Gedreht haben wir in vielen Etappen über vierzehn Monate hinweg. Alle Jahreszeiten sind im Film vertreten, und damit bot sich auch die Musik an: „Die vier Jahreszeiten“ von Vivaldi. Natürlich hat man immer viel, viel mehr Material, als im fertigen Film zu sehen ist. Und der ist mit 25 Minuten immerhin doppelt so lang geworden wie ursprünglich geplant. Neben der Straße, die sich in ihren vier klimatischen Kostümen präsentiert, stellen sich sieben Geschäftsleute mit einer großen Zahl von Kunden vor, die uns ihre Erfahrungen mit der Leipziger Straße und ihre Meinung über sie berichten.

Da ist der Obst- und Gemüsehändler aus der Türkei, der sommers wie winters auf dem Angelpunkt der Leipziger ‚open air‘ seine Ware anbietet, dann der Palästinenser mit einem Riesensortiment an arabischen Spezialitäten und dem vorschriftsmäßig geschlachteten Fleisch für die moslemische Kundschaft, das Deko-Geschäft seit 1982, das den Wandlungsprozess der Leipziger bei aller Kritik bis jetzt gut überstanden hat, der Pakistaner mit seinem Sortiment an orientalischen Kulinaria, der türkische Figaro in einem griechisch klingenden Friseurladen, der in zehn Jahren mächtig Konkurrenz bekommen hat, die Kubanerin, die eines der ersten Straßencafés hier eröffnete, und schließlich das Urgestein der Leipziger: das Besitzer-Ehepaar einer uralt-ingesessenen und hoch beliebten Kaffeerösterei, die ihren Kaffee noch immer so rösten wie unmittelbar nach dem Krieg: langsam, schonend und damit so geschmacksintensiv, dass es Kunden von weither anzieht.

Film ist ein audiovisuelles Medium, auch ein dokumentarischer Film soll für sich selbst sprechen: hier tun es die Protagonisten. Der Kommentartext ist darum wohllosiert eingesetzt, die Atmosphäre der Straße soll spürbar sein.

War die Leipziger Straße bereits vor mindestens sieben- bis achthundert Jahren als Weg zwischen den Messestädten Frankfurt und Leipzig ein Gewimmel von Händlern und Käufern vieler Nationalitäten und Sprachen, so ist sie das heute immer noch – oder wieder? Und in ihrer langen Geschichte ist der Film eine Momentaufnahme, ein im Medium des Films gebannter Augenblick, der in weiteren vielen Jahren zeigt: so war es damals.

## ZUR PERSON



### Bruno Schneider

Bruno Schneider war nach seinen Staatsexamina für das Lehramt an Gymnasien zunächst Mitbegründer der Freien Schule Frankfurt und dort auch als Lehrer tätig. Danach ging er an das Goethe-Gymnasium, wechselte jedoch bald an das Deutsche Institut für Internationale Pädagogische Forschung an der Schloßstraße in Bockenheim.

Nach mehreren Zwischenstationen unter anderem beim HR-Jugendradio beschäftigt sich Schneider seit dem Jahr 1980 professionell und intensiv mit dem Medium Film. Er war Mitbegründer und langjähriger Vorstand des Filmbüros Hessen, Mitinitiator und Geschäftsführer des Filmhauses Frankfurt und Moderator einer Veranstaltungsreihe des Deutschen Filmmuseums.

Mit seinem Film „Parzival in Isfahan“ wurde er 2007 zu den bundesdeutschen Schulkinowochen eingeladen. Hier schließt sich sozusagen ein Kreis, denn zu diesem Film hat Schneider auch Fortbildungen für Lehrerinnen und Lehrer angeboten.

Bei seinem Filmprojekt „Wandel im Handel“ wurde er unterstützt von Frau Yeganeh Taheri.

THOMAS SOCK, GALLUS

## Das Gallusviertel bis 1930 – Neubearbeitung und Herausgabe eines Manuskripts aus den 1980er Jahren

Ich arbeite an einer Chronik des Gallusviertels bis 1930. Den Ansporn zu dieser Arbeit beziehe ich aus der Tatsache, dass es bisher noch keine zusammenfassende Geschichte meines Stadtteils gibt. Dabei aktualisiere und schreibe ich ein Manuskript zu Ende, das in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Rahmen eines Volkshochschulkurses entstanden ist. Leider konnte dieser Text damals aus Geldmangel nicht veröffentlicht werden – er hätte es durchaus verdient gehabt. Als einer der Teilnehmer des Kurses habe ich noch das damalige Originalmanuskript zur Hand. Durch die Unterstützung der Stiftung Polytechnische Gesellschaft kann diese Arbeit jetzt, nachdem beinahe zwei Jahrzehnte ins Land gegangen sind, abgeschlossen werden.

Da das Gallusviertel ein noch vergleichsweise junger Stadtteil ist, hatten wir seinerzeit der Befragung und den Interviews mit älteren Bewohnern den Vorrang vor weit ausholenden Aktenrecherchen gegeben. Heute ist es leider kaum noch möglich, nach dieser Methode vorzugehen,

*„Das ‚Kamerun‘ ist, schlicht gesagt, meine Heimat. Meine Familie wohnt bereits seit 1926 hier im Stadtteil. Schon als Kind war ich fasziniert, wenn meine Eltern und Opas von früher erzählten. Als Erwachsener habe ich mich dann erstmals in den 1980er Jahren im Rahmen eines VHS-Kurses systematisch mit der Geschichte des Viertels befasst.“*

denn die Zeitzeugen der Stadtteilgründung leben nicht mehr oder sie sind sehr, sehr alt. Daher besteht der Hauptteil meiner Arbeit aus der Überprüfung und Ergänzung der seinerzeit gesammelten

Hellerhofsiedlung ca. 1930. (Foto: ISG)





Galluswarte ca. 1930. (Foto: ISG)

Fakten. Aber ich bin froh, dass wir damals diese Arbeit genau so gemacht haben, denn das Wissen, das wir damals sammelten, wäre sonst zu großen Teilen für uns verloren gewesen. Insofern war es damals der genau richtige Zeitpunkt, eine Chronik des Frankfurter Gallusviertels zu beginnen und zu einem vorläufigen Abschluss zu bringen.

Bei der Nachrecherche des vorliegenden Textes stoße ich immer wieder auf für mich bisher nicht bekannte Fakten. Dies macht die Arbeit sehr reizvoll, zieht sie aber naturgemäß auch in die Länge. So habe ich beispielsweise im Institut für Stadtgeschichte Unterlagen über die Einrichtung von Wärmestuben in den zwanziger Jahren gefunden. Aus diesen und vielen anderen „Kleinigkeiten“ entsteht ein dichter und intensiver Eindruck vom Alltagsleben meines Stadtteils.

Es ist mein Anliegen, anhand dieser Chronik die Auseinandersetzung mit der Alltagsgeschichte des Gallusviertels fortzuführen. Aus diesem Grund gehe ich auch während der Entstehung meiner Arbeit schon mit Teilergebnissen an die Öffentlichkeit. So habe ich die Möglichkeit gerne genutzt, Viertklässlern der Günderrodeschule in der Hufnagelstraße „von früher“ zu erzählen.

Auch zu zwei Veranstaltungen des Gallustheaters konnte ich etwas beitragen. In der Sendung „Gallusfenster“ von Radio X war ich bereits mehrmals zu Gast. Die Sendung vom 23. März 2010 ist auf deren Webseite als Podcast niedergelegt, so dass sie bei Interesse jederzeit nachgehört werden kann. Bei den Seniorennachmittagen der Arbeiterwohlfahrt bin ich immer wieder als Gesprächspartner anwesend. Auf diese Weise bin ich ständig bemüht, unsere Geschichte lebendig zu halten.

Auf diese Art und Weise möchte ich dazu beitragen, dass sich noch mehr Bewohner des Gallusviertels für die Geschichte unseres Stadtteils interessieren. Schließlich soll es ja noch für die Zeit von 1930 bis 1945 und auch für den Zeitraum danach je eine weitere Chronik geben.

## ZUR PERSON



### Thomas Sock

1952 in Frankfurt zur Welt gekommen, habe ich meine Kindheit und Jugend im Gallusviertel verbracht. Eingeschult wurde ich 1959 in die Bürgermeister-Grimm-Schule. Nach vier Jahren Volksschule wechselte ich auf das Gymnasium.

Ab 1970 war mein erster Arbeitsplatz bei einem Buchgroßhändler, zu dem ich auch nach Ableistung meines Zivildienstes in Frankfurt wieder zurückkehrte. Von 1982 an Ausbildung und anschließend Tätigkeit als Buchhändler in einer Buchhandlung.

Seit 1995 wohne ich mit meiner Frau und unserer Katze wieder in meinem Elternhaus im Gallusviertel.

Neben meinem Hobby „Stadtteilgeschichte“ bin ich besonders am Neuen Frankfurt, dem Neuen Bauen und dem Bauhaus interessiert. Sozialgeschichte und Industriearchäologie, Kunst des 20. Jahrhunderts, Fotografie und englischer Fußball sind ebenfalls meine Leidenschaften.

Seit zwanzig Jahren bin ich bei der Arbeiterwohlfahrt im Ortsverein Gallus aktiv.

UTA ENDRESS, GRIESHEIM

## „Die Rutsch enuff und die Rutsch erunner“ – Die Alte Falterstraße im Wandel der Zeit



Die Alte Falterstraße in der Ausstellung.

Uta Endreß und Francis Louis Schreiner, beide im Jahre 1995 Gründungsmitglieder des Geschichtsvereins Griesheim, erinnern sich noch gut an die Eröffnungsveranstaltung zum Programm „StadtteilHistoriker“ im Juni 2007. Auf der Rückfahrt überlegten sie sich „Möchten wir das wirklich machen?“ – und entschieden sich, es zu wagen.

Uta Endreß war schon als Kind mit ihrer Mutter in der Alten Falterstraße spazieren gegangen, die als Haupteinkaufsstraße und allgemeiner Treffpunkt in Griesheim – einst die größte Gemeinde Hessens – eine wichtige Rolle spielte. Ihre Schwiegereltern betrieben hier eine traditionsreiche Bäckerei. Schon bevor sie das Ausstellungsprojekt zur „Rutsch“, wie die Straße im Stadtteil heißt, in Angriff nahm, hatte sich Frau Endreß Gedanken über Geschäfte, Lokale und andere Einrichtungen gemacht, die im Laufe der Zeit verschwunden waren. Seit ihrer Kindheit faszinierten sie die Inserate in den Jahresbroschüren der ortsansässigen Vereine. Hatte sie zunächst vor allem

nach dem Namen ihres Vaters als Mitglied der Spielvereinigung 02 im Vereinsheft von 1927 Ausschau gehalten und sich von der Reklame des Friseurs Schlotterbeck beeindrucken lassen, so machte sie sich nun gemeinsam mit ihrem Vereinskollegen Francis Schreiner ganz systematisch ans Werk.

*„Die Ausstellung hat uns viel Spaß gemacht. Wir waren manchmal selber überrascht, wie viel sich in unserem Stadtteil geändert hat – und das nur in einer einzigen Straße.“*

Im Archiv des Geschichtsvereins finden sich die Ausgaben des „Griesheimer Anzeigers“ von April 1894 bis zur letzten Ausgabe im Mai 1941, die sich als ebenso wertvolle Quellen erwiesen wie die alten Vereinschroniken und Adressbücher. Alle verfügbaren Anzeigen über Geschäftseröffnungen und Geschäftsaufgaben und zu Häusern in der Alten Falterstraße sammelten Frau Endreß und Herr Schreiner. Hatten sie anfangs die Idee, ein Panoramabild der Straßenfront zu erstellen, mussten sie dieses Vorhaben aus technischen Gründen schließlich aufgeben. Danach aber konnten sie ihr neues Konzept erfolgreich umsetzen: Sie vergrößerten einen Straßenplan auf den Maßstab 1:125. So konnten sie die Alte Falterstraße auf vier Metern Länge darstellen und versahen jedes Haus mit einer Hausnummer aus Emaille. Darunter stellten sie historische Fotos und aktuelle Aufnahmen einander gegenüber, um den Strukturwandel aufzuzeigen.

Sie sammelten Bildmaterial aus alten Postkarten, wandten sich aber auch direkt an (ehemalige) Ladeninhaber und Bewohner der Straße, die sie aufgeschlossen unterstützten. Ein Bericht in der „Frankfurter Neuen Presse“ förderte weiteres Bildmaterial zutage. Nicht zu allen Häusern ließ sich Material finden, aber es wurde dennoch deutlich, wie stark sich die Alte Falterstraße verändert hatte. Die Entwicklung von Lebensmittelgeschäften, Gastwirt-

## ZUR PERSON



*Inserate der Griesheimer Geschäftswelt.*

schaften, Haushaltswarenläden, Handwerksbetrieben, Bekleidungs- geschäften und Dienstleistern und der damit einhergehende Wandel der Infrastruktur konnten umfassend dokumentiert werden. Auch ließen sich anhand der Inserate ganze Lebensgeschichten rekonstruieren, wie etwa die Geschäftsgründung der Familie Schmittel, die ihren Betrieb wegen Krankheit des Vaters aber bald wieder aufgeben musste. Seine Witwe eröffnete das Geschäft später erneut, konnte es jedoch nicht halten.

Auch Dramatisches hat die Alte Falterstraße zu bieten: Hier war das Tabakgeschäft von Frau Lieb ansässig, deren Ehemann Franz Lieb am 17. Oktober 1961 unter bis heute nicht geklärten Umständen ermordet wurde – Deutschlands erster „Taximord“, der bundesweit Anteilnahme auslöste und den Einwohnern der Straße bis heute im Gedächtnis geblieben ist. Bei der Aufbereitung des umfangreichen Materials ließen sich Frau Endreß und Herr Schreiner von einem Hinweis von Professor Hans-Joachim Gehrke beim ersten Werkstatt-Treffen leiten, der den StadtteilHistorikern sinngemäß riet: „Sie können nicht alles Material zu 100 Prozent wiedergeben, und das sollten Sie auch nicht versuchen – Sie können aber vermitteln, wie es einmal war“.

Mit der Resonanz auf ihre Ausstellung, die ab September 2008 fast ein Jahr lang im Geschichtsverein zu sehen war, waren Frau Endreß und Herr Schreiner sehr zufrieden: Bis heute erreichen sie Anfragen nach der Begleitbroschüre. Derzeit planen sie, nach dem Vorbild der Ausstellung auch die Geschichte von Alt-Griesheim, der ältesten Straße des Stadtteils, aufzubereiten.

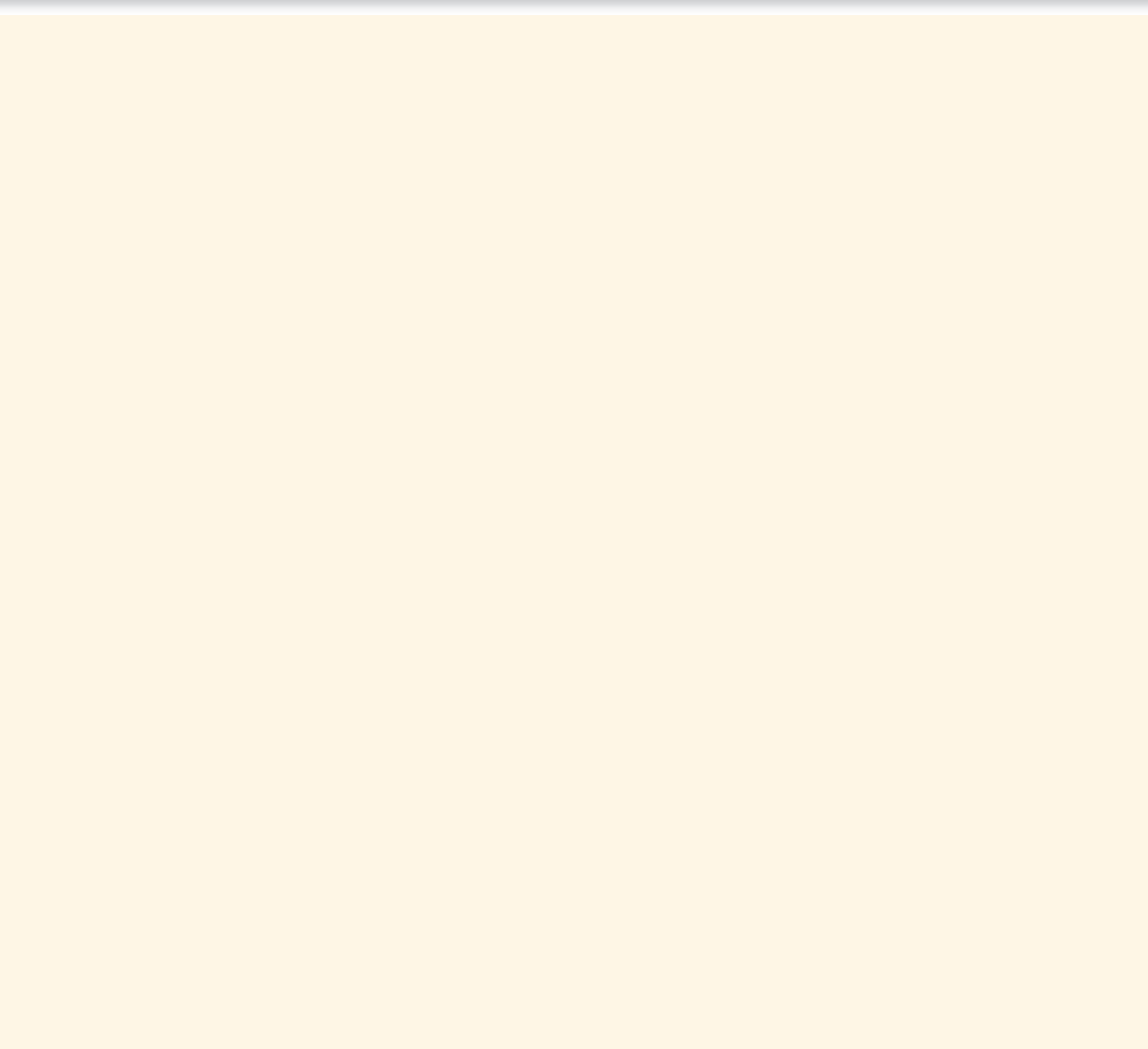


### Uta Endreß

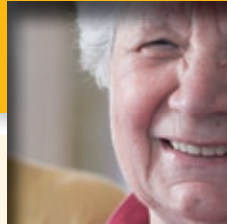
Uta Endreß, geboren 1935 in Frankfurt, verbrachte ihr ganzes Leben in Griesheim. 1953 begann sie eine Ausbildung zur Groß- und Außenhandelskauffrau. Nach ihrer Hochzeit mit Bäckermeister Heinz Endreß 1959 übte sie ihren Beruf noch zwei Jahre aus, bis 1961 ihre erste Tochter geboren wurde, der 1963 eine zweite Tochter folgte. Mit ihrem Mann führte sie von 1968 bis 1984 eine Bäckerei, die ihren Ursprung in der Alten Falterstraße hatte. Frau Endreß engagiert sich auf vielfältige Weise, zum Beispiel im Geschichtsverein Griesheim, dessen Erste Vorsitzende sie ist. Dort organisiert sie Veranstaltungen wie das „Weihnachtsfenster“ und Zeitzeugentreffen und gestaltet die Räume und das Schaufenster des Vereins.

### Francis Louis Schreiner

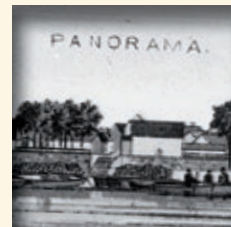
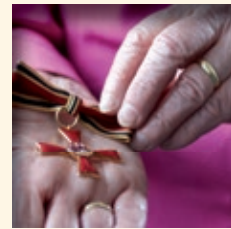
hat sie maßgeblich bei der Umsetzung des Projekts unterstützt. Er wurde 1943 in Maryland / USA geboren. Als Angehöriger der US-Armee war er 1962 bis 1964 als Fernmelder in Ludwigsburg eingesetzt. Danach beschloss er, in Deutschland zu bleiben, heiratete 1965 und wurde 1974 Vater eines Sohnes. Nach Abschluss eines Studiums des Bauingenieurwesens im Jahre 1971 war er jahrzehntelang in verschiedenen Sparten der Hochtief AG tätig. Dem Vorstand des Geschichtsvereins Griesheim gehört er bis heute als Kassierer an. Mit großer Leidenschaft lotet er die technischen Möglichkeiten seines PCs aus.







09

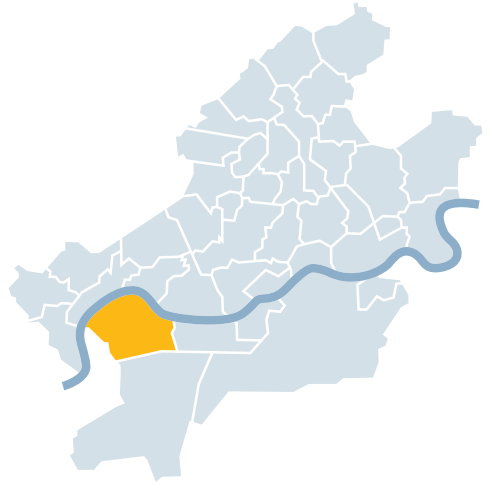


Bedrängende Erinnerung –  
Kriegserfahrungen

LILO GÜNZLER, SCHWANHEIM

## „Jetzt geht es mir gut – jetzt kann ich reden.“

Lilo Günstlers Autobiographie beendet ein 50-jähriges Schweigen



Die StadtteilHistorikerin Lilo Günstler (r.) gemeinsam mit ihrer Co-Autorin Agnes Rummeleit (l.).

Die StadtteilHistorikerin Lilo Günstler beschreibt in ihrer Autobiographie ihr Überleben als „Mischling ersten Grades“, als der sie sich titulierte sah, in der Frankfurter Innenstadt. Mehr und mehr wird dieser rassenideologische Ausdruck zum Symbol ihrer Angst und zum Damoklesschwert über ihrer gesamten Jugend, die sie zeitweise versteckt in Frankfurt am Main verbringt. Es ist eine Geschichte, die vor allem junge Menschen in ihren Bann zieht; zahlreich kommen sie zu den Lesungen, und immer wieder – „solange ich es noch kann“, sagt Lilo Günstler – geht sie auf Einladung in die Schulen. Minutiös haben die Autorin und ihre Co-Autorin Agnes Rummeleit den Alltag der Familie während des Zweiten Weltkrieges aufgezeichnet. Es ist neben vielen Schrecken und beängstigenden Situationen auch die Geschichte von gewährter Hilfe – und es ist die Geschichte einer wundersamen Rettung.

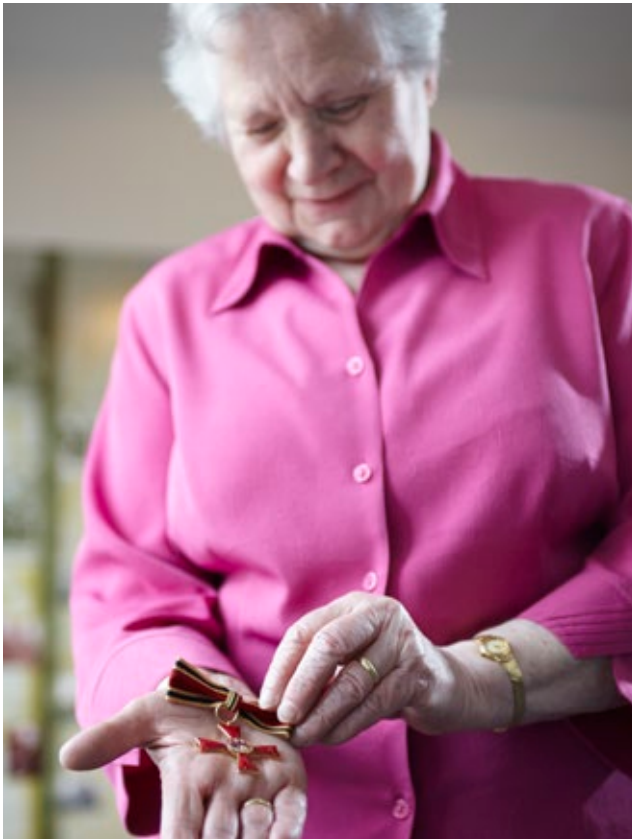
Lilo Günstler schrieb ihre Erinnerungen erst spät nieder. Nach dem Krieg musste sie sich zuerst eine andere Identität aufbauen. „Ich habe diese Zeit gebraucht“, sagt sie, „der Neuanfang hier in Schwanheim, überhaupt die ganze Zeit mit meinem Mann und den Kindern seit 1965, das war meine schönste Zeit.“ Als sie sich ganz aus eigener

„Agnes hat mich gezwungen, mich wieder und wieder mit den Details zu befassen, die einem Nachgeborenen unverständlich waren. Das hat sich für unser Buch als sehr wertvoll erwiesen.“

Kraft einen festen Stand im Stadtteil, bei unzähligen Initiativen in der Gemeinde, im Heimat- und Geschichtsverein und beim Theaterkreis erarbeitet hatte, da konnte sie ‚endlich reden‘: „Als alle mich mochten, fühlte ich mich endlich sicher genug, meine ganze Geschichte zu erzählen.“

„Ich habe nur nachts geschrieben, ich wollte es, als ich einmal angefangen hatte, auch endlich los sein“, erzählt Lilo Günstler über ihre Arbeit an dem Buch, die schließlich im Jahr 2008 begann. – „Lilos





Lilo Günzler erhielt am 29. April 2009 das Bundesverdienstkreuz für ihr außergewöhnliches ehrenamtliches Engagement. (Fotos: Dominik Buschardt)

Bericht war ganz sachlich gehalten, aber es fehlten aus meiner Sicht auch viele Erläuterungen des Alltags“, beschreibt Agnes Rummeleit ihre ersten Leseindrücke. Damals hatte sie, um sich auf ihre Aufgabe als Co-Autorin vorzubereiten, einen Kurs an der Frankfurter Universität des 3. Lebensalters belegt, und sofort setzte sie ihre Kenntnisse um: „Zunächst einmal wollte ich nicht alles hintereinander weglesen, um mir bewusst den Zeithorizont offenzuhalten.“ Schließlich wusste die Familie damals auch nicht, was der nächste Tag bringen würde oder – zumindest in den Jahren unmittelbar nach 1933 – wie lange die NS-Herrschaft andauern würde. Lilos Geschichte sollte nicht von ihrem Ende her, nicht von der Vernichtungspolitik oder der zerbombten Altstadt her, aber auch unbeeinflusst von der gänzlich unwahrscheinlichen Rettung des 12-jährigen Mädchens aus einem menschenleeren Mehrfamilienhaus der IG-Farben-Siedlung durch einen schwarzen amerikanischen Soldaten, erzählt werden. Jeder Tag sollte gleichsam zählen, da waren sich die beiden einig.

So ist ein ungemein berührendes und spannendes Buch entstanden, das seine Leser mit den persönlichen Eindrücken, aber auch mit den vielen alltagshistorischen Details in seinen Bann zieht. „Ich erinnere mich an den Gaszähler in unserer Wohnung, in den meine Mutter Münzen einwarf, wenn sie etwas kochen wollte. Sie bewahrte

## ZUR PERSON



### Lilo Günzler

Lilo Günzler (links im Bild) wurde im Jahr 1933 als Lilo Wessinger in Frankfurt am Main geboren. Sie wuchs im Haus Wollgraben Nr. 10 auf, einer heute nicht mehr existenten Straße unterhalb des Börneplatzes. Seit 1938 ging sie in die Schule, durch die erzwungenen Unterbrechungen zog sich der Abschluss bis nach dem Krieg hin. Dann erlernte sie den Beruf einer Erzieherin und arbeitete als Erzieherin und als Lehrerin an der Minna-Specht-Schule in Schwanheim. In ihrem Stadtteil ist sie seit 1977 aktiv, im Heimat- und Geschichtsverein amtiert sie als 1. Vorsitzende. Außerdem leitet sie einen weit über die Grenzen Schwanheims hinaus bekannten Theaterkreis und schreibt selbst historische Theaterstücke zur Schwanheimer Geschichte. Seit 2005 ist sie auch als Zeitzeugin aktiv.

Lilo Günzler wurde von Agnes Rummeleit (rechts im Bild) bei der Konzeption und Abfassung ihres Buches tatkräftig unterstützt.

passende Münzen eigens zu diesem Zweck auf“, sagt Lilo Günzler. „Ein Münzautomat für Stadtgas in der Wohnung – das weiß doch heute kein Mensch mehr!“, so Rummeleit. „Wir wollten uns gerade auch an junge Menschen wenden, wie sie Lilo schon seit 2005 in ihren Zeitzeugengesprächen als Publikum hat.“ Die Schüler wollen alles ganz genau wissen – und so wird der Alltag konkret. „Ein Schüler wollte während einer Lesung wissen, was ich mir denn angesichts von Lebensmittelzuteilung und Mangelwirtschaft aufs Brot geschmiert habe. Senf, sagte ich, denn den gab es ohne Karten“, erzählt Günzler. „Solche konkreten Fragen haben uns für unser Buch inspiriert und motiviert.“

SUSANNE SCHMITT, FECHENHEIM

## Das Ende des Schreckens – Der Zweite Weltkrieg und die Nachkriegs- zeit in Fechenheim

Vor dem Ende des Krieges herrschte Krieg. Diese an sich banale Erkenntnis führte dennoch zur ersten Frage des Projekts der StadtteilHistorikerin, denn ein genaueres Bild der Nachkriegszeit konnte sich nur ergeben, wenn man bis zu einem gewissen Grade die Zeit des Zweiten Weltkrieges oder zumindest die seiner letzten Jahre vor 1945 mit in die Untersuchung einbezog. Bürger und Bürgerinnen welcher sozialer Schichten also traf man auf der Straße? Gab es auch Einwohner jüdischen Glaubens in dem Stadtteil? Wie stark war die nationalsozialistische Politik in Fechenheim vertreten? Wie tief wirkte die NS-Partei in den Alltag hinein? Neben diesen Einzelheiten aus dem praktischen Alltag stellten sich übergreifende Fragen: Wie groß waren die Kriegsschäden in Fechenheim? Gab es zum Beispiel großflächige Bombardierungen? Zur unmittelbaren Nachkriegszeit stellen sich auch mentalitätsgeschichtliche Fragen, die im Rahmen

---

*„Ich hoffe, mit meinem Projekt einen Beitrag zur Klärung der Geschichte Fechenheims zu leisten. Leider bleibt uns nicht mehr viel Zeit, Menschen zu befragen, die diese schreckliche Zeit erlebt haben.“*

---

einer Untersuchung eines einzelnen Stadtteils besonders anschauliche Antworten versprechen, wie die Frage nach der Reaktion der Bevölkerung, als das gesamte Ausmaß der nationalsozialistischen Kriegs- und Vernichtungspolitik aufgedeckt wurde – wenn es nicht im Grunde bereits bekannt war, aber nicht wirklich öffentlich besprochen werden konnte. Das Projekt wollte aber bewusst nichts vorwegnehmen oder wissen, sondern genau hier mit dem Fragen beginnen, um den Alltag und den Gegenwartshorizont wieder erkennbar zu machen.



Ein Motiv für das Thema ergab sich für die StadtteilHistorikerin aus ihrer eigenen Lebensgeschichte und der Geschichte ihrer Familie. „Seit meiner frühen Jugend interessiere ich mich für die Geschichte des Zweiten Weltkriegs“, sagt sie. „Meine Großeltern stammen aus Schlesien und sind über viele Umwege nach Fechenheim gelangt.“



## ZUR PERSON



Alt-Fechenheim 104-106, 1944. (Foto: ISG)

Die Großeltern und auch meine Urgroßmutter erzählten mir viel über ihre Flucht und die erste Zeit nach dem Krieg im Stadtteil.“ Aber die Geschichte Fechenheims während des Krieges und unmittelbar danach fehlt naturgemäß in diesen Geschichten. Da erwachten die Neugier und das Interesse der StadtteilHistorikerin. Zudem war deut-



### Susanne Schmitt

Die StadtteilHistorikerin Susanne Schmitt wurde im Jahr 1985 in Frankfurt am Main geboren. Sie besuchte zunächst die Freiligrath-Grundschule in Fechenheim und wechselte dann auf das Heinrich-von-Gagern-Gymnasium. Später besuchte sie die Schule am Ried, wo sie auch das Abitur ablegte. Seit 2005 studiert sie an der Goethe-Universität Lateinische Philologie und Germanistik.



lich, dass nicht mehr viel Zeit bliebe, hierzu Zeitzeugen – alte echte Fechenheimer – zu befragen. Der allgemeine Rahmen lässt sich aus Darstellungen der Zeit ermitteln und auf die Fechenheimer Verhältnisse anwenden.

Der StadtteilHistorikerin ist es insbesondere im Blick auf die vielen Einwohner und Jugendlichen mit Migrationshintergrund um eine Aufarbeitung der ‚deutschen‘ Vergangenheit in allen ihren Facetten zu tun. Hier können Aufklärung, Analyse und eine angemessene Darstellung helfen. Eine Geschichte, die buchstäblich vor der eigenen Haustür spielt, lädt möglicherweise besonders zur Beschäftigung und zur produktiven, kritischen Auseinandersetzung ein. Das ist jedenfalls die Hoffnung der StadtteilHistorikerin aus Fechenheim.

Alt-Fechenheim, nach dem 2. März 1944. (Foto: ISG)

NORBERT TRABAND, NIED

## Die Briefe des Christian Traband 1870/1871 als Zeugnisse eines ‚vergessenen‘ Krieges



Christians Briefe wären beinahe verloren gegangen. Sie lagen jahrzehntelang in einem Pappkarton unter einem Bett und sollten vernichtet werden. Bereits vor Jahren gelangten sie zufällig in den Besitz des Mitbegründers und jetzigen Ehrenvorsitzenden des Heimat- und Geschichtsvereins, Adalbert Vollert, und blieben somit der Nachwelt erhalten. Schon während der Transkription der 26 Briefe forschte ich nach Christians Lebensumständen im alten Nied und befasste mich mit dem Deutsch-Französischen Krieg 1870-1871. Ein Krieg übrigens, der zwar zur Gründung des Deutschen Reiches führte, heute jedoch durch die beiden späteren fürchterlichen Weltkriege etwas in Vergessenheit geraten ist. Am Ende des Deutsch-Französischen Krieges waren jedenfalls auf beiden Seiten rund 125.000 Tote zu beklagen.

Christian hatte wohl mit seinen 25 Jahren etwas anderes vor, als nach Paris zu marschieren. Für uns ist heute manches, was in dieser Zeit von oberster Priorität war, wie beispielsweise der Militärdienst, etwas unverständlich. Damals hatte aber ein „Ungedienter“ kaum Chancen, eine einigermaßen gut bezahlte Arbeit zu finden. Diese brauchte man jedoch, um standesgemäß heiraten zu können. Die Familien legten größten Wert darauf. Wenn man nach der Kriegserklärung Frankreichs das Vaterland und die Lieben zu Hause gegen den „Erbfeind“ verteidigen durfte und das auch noch überlebte, war man ein Held.

Eine gewisse Abenteuerlust und das vorübergehende Ausscheiden aus dem kleinbürgerlichen Alltagsstrott waren für einen jungen Mann, der sonst kaum aus seiner vertrauten Umgebung herauskam, sicher sehr reizvoll. Allerdings ist aus den Briefen herauszulesen, dass die anfängliche Euphorie schnell nachließ. Schuld daran waren die endlosen Märsche bei Wind und Wetter auf schlecht ausgebauten Straßen, die eintönige Verpflegung und die teilweise desolaten Unterkünfte. Während der Belagerung von Paris war sein Einsatz auf



Zeltwache vor Metz, aus der „Gartenlaube“, 1872. (Bild: Wikipedia)

Vorposten schon deshalb nicht ungefährlich, weil es immer wieder zu Ausbruchversuchen der Eingeschlossenen kam, verbunden mit Toten und Verwundeten.

Dennoch vermied er es, die Lieben zu Hause mit den Schrecken des Krieges zu konfrontieren, indem er auf schlimme Details verzichtete und sich als „stets noch gesund und munter“ bezeichnete. Er bedauerte es, dass die Eltern die nächtliche Feuerglut am Himmel bei der Bombardierung von Paris nicht sehen konnten. Auch berichtete Traband über das Treffen mit Nieder Kameraden und war entsetzt über den plötzlichen Tod eines Freundes.

Neben einem kurzen Überblick, was den Beginn und Verlauf des Krieges betrifft, habe ich versucht, die geradezu katastrophalen Verhältnisse zu schildern, denen der einfache Soldat ausgesetzt war. Dies geht schon daraus hervor, dass ein beträchtlicher Teil nicht im Gefecht, sondern durch Krankheiten, verursacht durch fehlende Hygiene und Wundversorgung, sowie durch Erschöpfung zu Tode kam.

Bei der Transkription der Briefe meines „Namensvetters“ und weitläufigen Verwandten habe ich absichtlich alles detailgetreu in unsere heutige Schriftform übernommen und Fehler nicht korrigiert. Neben Christians Biografie und dem Deutsch-Französischen Krieg habe ich mich natürlich hauptsächlich mit seinen Briefen befasst, die er in feinem Sütterlin nach Hause geschrieben hat. Dass er während des gesamten Feldzuges die Briefe aus der Heimat sorgfältig aufbewahrte und später wieder mit zurückbrachte, zeugt von einer engen Bindung an das Elternhaus.

*„Ich wollte einiges aus dem damaligen Denken und Alltag, was uns heute entfernt vorkommt und geradezu unverständlich ist, verständlich machen.“*

In der Familie ist Christian nie in Vergessenheit geraten. Zur Erinnerung an ihn bekamen Enkel, Urenkel und sogar ein Ur-Ur-Enkel als Beinamen seinen Vornamen. Als gelernter Maurer gründete dieser Ur-Ur-Enkel ein Baugeschäft, das heute noch in der dritten Generation fortbesteht.

Bei der Suche nach Christians Spuren konnte ich durch Hinweise von Nieder Bürgern und das in Familienbesitz befindliche Material weitere Quellen durchforschen und die Ergebnisse in meinem Buch verwenden. Das Buch ist als Sonderausgabe 2008 in der Schriftenreihe des Heimat- und Geschichtsvereins Nied erschienen. Auf jeden Fall haben mir die Bearbeitung der Briefe und die damit verbundenen Recherchen viel Freude gemacht.

*Verwundeter, 1870. (Bild: Wikipedia)*



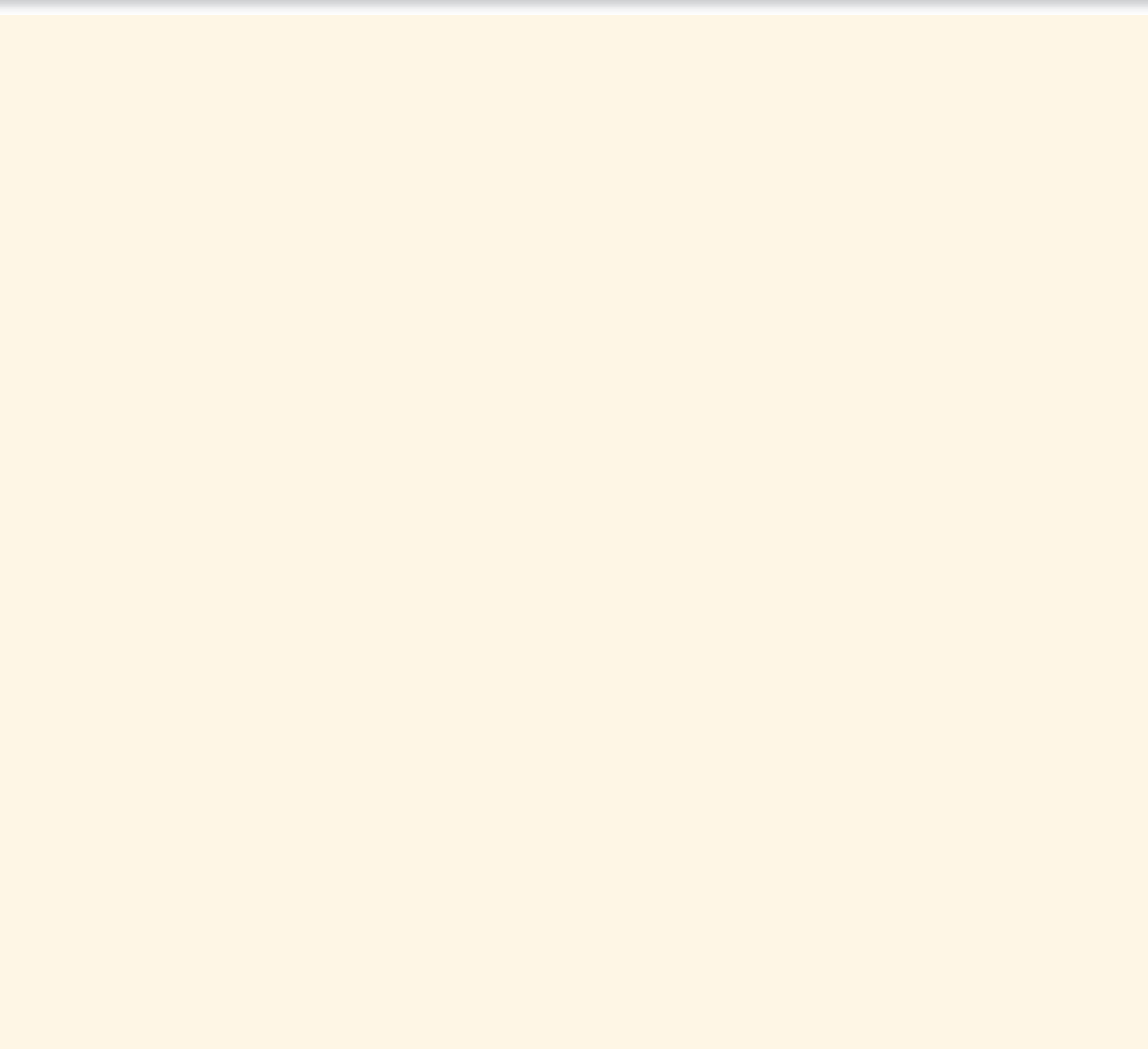
## ZUR PERSON



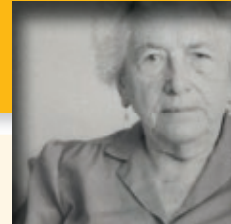
### Norbert Trabant

Norbert Trabant, geboren 1943, verbrachte seine Kindheit in Frankfurt-Griesheim und besuchte dort die Boehle-Schule. 1958 begann er mit der Ausbildung zum Versicherungskaufmann. In dieser Zeit wohnte er mit den Eltern und der vier Jahre älteren Schwester in Nied und zog später, nach deren Heirat, mit den Eltern nach Frankfurt-Rödelheim. Nach seiner Lehrzeit arbeitete er – unterbrochen durch die Wehrdienstzeit in einem nordhessischen Panzerbataillon – ununterbrochen als Angestellter im Versicherungs- und Sozialversicherungsgewerbe bis zu seinem Ruhestand 2002. Herr Trabant ist seit 1968 verheiratet, hat zwei erwachsene Söhne und wohnt seit über 40 Jahren in Frankfurt-Höchst.

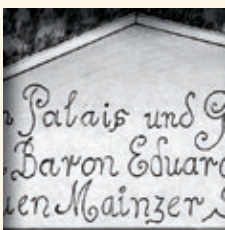
Schon in seiner Jugend beschäftigte er sich mit Heimatkunde und genealogischen Forschungen. In den 1980er Jahren war er als aktives Mitglied der Ausgrabungsgruppe des Heimat- und Geschichtsvereins Frankfurt-Schwanheim für die Restaurierung der Metallfunde zuständig. Seit 1983 ist er Mitglied im Heimat- und Geschichtsverein Nied und dort seit 1990 als zweiter und ab 2010 als erster Schriftführer im Vorstand tätig. Seit Jahren befasst er sich mit der Transkription von altdeutscher Schrift. In der von ihm initiierten Schriftenreihe für Mitglieder und Interessenten ist er als Redaktionsmitglied neben allgemeinen Vorstandsarbeiten mit der Ausarbeitung verschiedener historischer Aufsätze und zur Zeit gemeinsam mit anderen Vorstandskollegen mit dem Aufbau eines Museumsarchivs beschäftigt.







# 10



Aspekte jüdischer Geschichte

DR. GERHARD CULLMANN (STADTEILÜBERGREIFEND)

## Das bauliche Erbe der Familie Rothschild in Frankfurt am Main



Die fünf Söhne von Mayer Amschel Rothschild (1743-1812) sind immer Frankfurter Bürger geblieben; im Gedächtnis der Stadt sind sie aber kaum präsent. Die Ursprünge, das „Haus zum Grünen Schild“ und das um 1810 erbaute Bankhaus, Fahrgasse 146, sind verschwunden.



Grünburgschlösschen, 1851. (Bild: ISG)

Die jüdischen Bürger der Freien Stadt Frankfurt unterlagen manchen Beschränkungen

beim Immobilienerwerb. So durfte ein Verheirateter nur ein einziges Haus und einen Garten kaufen, über Landgüter wurde in der Gesetzgebenden Versammlung gestritten. Immobilien galten aber als Deckungskapital im Bankgeschäft, sodass die Brüder ab 1837 Güter erwarben, so zum Beispiel Kuhhornshof, Grüneburg und Günthersburg, später noch Neuhoft und Stalburg und dazu Äcker und Wiesen. Alles nördlich des Mains gelegen; südlich kauften die Bethmanns. In der dritten Generation hatten sich die geschäftlichen Schwerpunkte wohl nach London und Paris verschoben – aber die in Frankfurt gehaltenen Anteile am Gesamtgeschäft erbrachten nach wie vor erhebliche Geldzuflüsse. Zu Ende des 19. Jahrhunderts hatten zwei Familienzweige einen Gürtel von der Ginnheimer Landstraße bis nach Bornheim erworben. Gleichzeitig hatten sich die Brüder Mayer Carl (1820-1886) auf Günthersburg und Wilhelm Carl (1828-1901) auf der Grüneburg große herrschaftliche Anwesen geschaffen, dabei die alten ‚Ökonomien‘ (Wirtschaftsbereiche) nach außen verlegt, so zum Louisenhof respektive Grünhof mit Vorwerk Eschenheimer Landstraße und teilweise in die hinzugekaufte Villa Leonhardsbrunn. Die Stadtwohnungen befanden sich auf der Zeil im ehemaligen

Palais von Leonhardi mit dem großen Gartenhaus vor dem Bockenheimer Tor, in der Neuen Mainzer Straße – gleich deren zwei – und am Untermainquai. Nur dieses Palais mit seinen um 1850 eingerichteten Prunkräumen existiert noch und wird vom Jüdischen Museum genutzt.

Es waren auch große Kunstsammlungen entstanden; die von Mayer Carl gesammelten Gold- und Silberschmie-

arbeiten gehörten zu den bedeutendsten in Europa. Nach Mayer Carls Tod wurden sie unter seine Töchter aufgeteilt. Sein großer Landbesitz und die Günthersburg und Louisenhof wurden rasch verkauft. Den an Hannah Louise (1850-1892) vererbten Bertramshof erwarb nach deren Tod ihr Onkel Wilhelm Carl. Dessen Besitz wiederum blieb auch nach dem Tod seiner Witwe Hannah Mathilde (1832-1924) ungeteilt; Erbinnen waren die Töchter Adelheid (1853-1935) und Minna Caroline (1857-1903), verheiratet mit Benedikt Maximilian von Goldschmidt-Rothschild (1843-1940). Sie bewohnten das Palais an der Bockenheimer Landstraße, das 1938 unter Wert an die Stadt Frankfurt verkauft werden musste. Die große und höchst bedeutende Kunstsammlung des Barons wurde am 10. November 1938, am Tag des Pogroms, telefonisch abgepresst; eingefädelt und vollendet hatte dies sein Anwalt Dr. Berg. Von städtischer Seite war bei allen diesen Geschäften – dazu kamen auch die Grüneburg, das Zeil Palais, die Villen in der Taunusanlage 12 und Bockenheimer Landstraße 8 – der nach 1945 zum Stadtrat aufgestiegene Adolf Miersch tätig. Auch bei den 1949 bis 1960 laufenden Restitutionsverfahren war Miersch noch am Rande involviert.

## ZUR PERSON



**Dr. Gerhard Cullmann**

Gerhard Cullmann, geboren 1943 im Hunsrück, lebt seit 1963 in Frankfurt am Main. Er war bis zum Renteneintritt tätig als Sachbearbeiter in verschiedenen Positionen bei einer Mineralöl-/Chemie-Gesellschaft. Neben der Arbeit hat er in Frankfurt Kunstgeschichte studiert und wurde auch in diesem Fach von der Johann Wolfgang Goethe-Universität promoviert.

*„In meiner Arbeit untersuche ich das bauliche Erbe der Familie Rothschild in Frankfurt am Main. Es handelt sich um rund fünfzig Palais, Häuser, Gutshöfe, Ländereien und Stiftungen.“*

Die Familie Rothschild war fortgesetzt als Stifter tätig. Schon 1826 wurde ein jüdisches Hospital am Rechneigraben finanziert. Auch die Synagoge und das Schulhaus der jüdischen Religionsgemeinschaft an der Schützenstraße waren ihre Stiftung. Das Vermächtnis von 1,2 Mill. Gulden und des Stammhauses durch Amschel Mayer (1773-1855) diente zur Einrichtung einer Stiftung für arme Juden. Das Bankhaus wurde der jüdischen Gemeinde überlassen. Präsent sind heute nur noch das Carolinum, die Freiherrlich Carl von Rothschild'sche Bibliothek und die Häuser an der Hügelstraße. Dazu gehört als prominentes Beispiel aber auch das im Städel befindliche Gemälde „Goethe in der Campagna“, das ehemals in der Günthersburg hing.



Neue Mainzer Straße 45, um 1850. (Bild: ISG)

RENATE HEBAUF, NORDEND

## Gaußstraße 14 – Ein „Ghettohaus“ in Frankfurt am Main

Die Geschichte eines Hauses und seiner jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner zwischen 1912 und 1945



Als ich 1978 als Studentin in das alte Haus im Frankfurter Nordend einzog, ahnte ich nichts von seiner bedrückenden Geschichte. Erst ein paar Jahre später entdeckte ich, mehr oder weniger durch Zufall, dass es zwischen 1941 und 1944 eines von rund 300 ‚Ghettohäusern‘ in Frankfurt gewesen war. Dort hatten die Nationalsozialisten jüdische Bürger, getrennt von der übrigen Bevölkerung, auf engstem Raum zusammengepfercht, bevor sie sie in die Konzentrations- und Vernichtungslager verschleppten. Auf dieses dunkle Kapitel der Frankfurter Geschichte stieß ich in einem Buch über den Frankfurter Arbeiterwiderstand im Dritten Reich, in dem die „Ghettohäuser in der Gaußstraße“ erwähnt wurden.

In welcher Verbindung stand meine Wohnstraße, vielleicht sogar mein Wohnhaus zur nationalsozialistischen Judenverfolgung? Im Frankfurter Stadtarchiv fand ich die schockierende Antwort, als ich dort die Listen der aus Frankfurt deportierten Juden durchforstete. Hier waren nicht nur die Namen der Betroffenen und ihre Geburtsdaten verzeichnet, auch die Adressen und sogar die Stockwerke waren angegeben, wo man sie abgeholt hatte. Neben vielen Adressen aus meiner Nachbarschaft stand hier auch meine eigene Adresse – auf einer der Listen sogar gleich 12 Mal.



Fanny Joelson, geb. Berlin, 1986. Ehemalige Bewohnerin der Gaußstraße 14. (Foto: Hebauf)

Diese Fragen wurden zum Ansporn für meine Spurensuche, die sich über viele Jahre hinziehen sollte. Es war der Wunsch, die Menschen hinter der Namensliste mit meiner Adresse wieder sichtbar zu machen, dort, wo sie gelebt hatten, in dem Stadtviertel, das sie einmal mit geprägt hatten, an sie zu erinnern. Ich wurde nicht nur in

---

*„Die Vergangenheit war mir fürchterlich nahe gekommen. Die Frage ließ mich nicht mehr los: Was war da, wo ich heute wohne, vorgefallen?“*

---

Wieder zu Hause, wollte sich die Alltagsnormalität nicht mehr recht einstellen. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass die Vorgeschichte von ‚Auschwitz‘ auch in meiner unmittelbaren Umgebung begonnen hatte. Die belastende Vergangenheit war mir buchstäblich auf den Leib gerückt. Ich wollte wissen, wer diese Menschen gewesen waren. Was war da, wo ich heute wohne, vorgefallen? Was war aus jedem und jeder Einzelnen geworden? Hatte jemand überlebt?

den Archiven fündig, sondern hatte auch das Glück, eine ehemalige Bewohnerin zu treffen, die das Ghetto Theresienstadt überlebt hatte und mir ihre Erinnerungen über die Jahre im ‚Ghettohaus‘ Gaußstraße 14 schildern konnte.

Als ich 2007 im Rahmen des „StadtteilHistoriker“-Projekts begann, ein Buchmanuskript über die Verfolgungsgeschichte der ehemaligen

## ZUR PERSON



Das Haus in der Gaußstraße, 2003. (Foto: Hebauf)



### Renate Hebauf

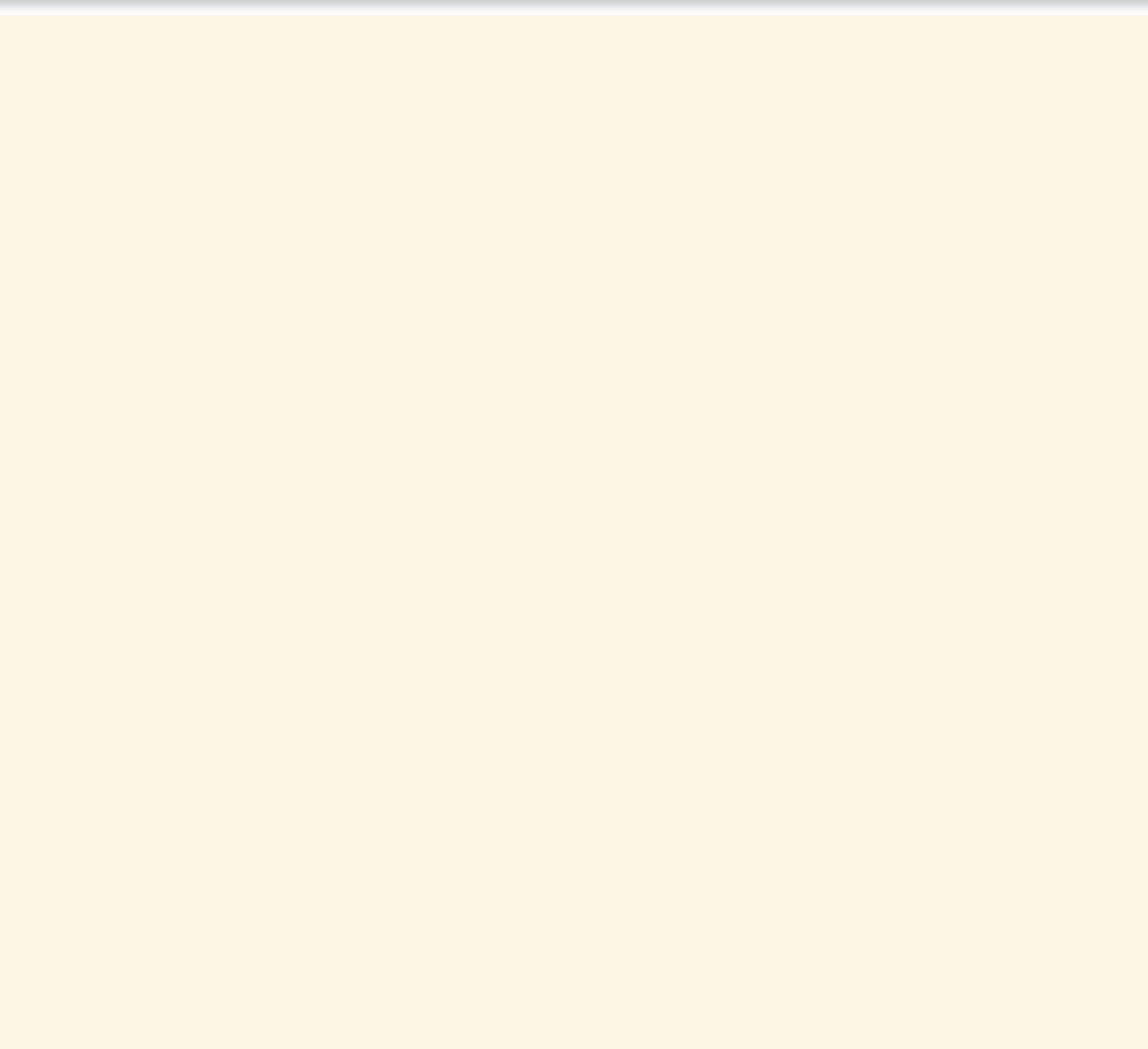
Renate Hebauf ist ausgebildete Verlagskauffrau. In einer Abendschule holte sie nach einigen Jahren Berufstätigkeit das Abitur nach und nahm in Frankfurt am Main ein Studium der Germanistik, Romanistik und Pädagogik auf. In Barcelona vertiefte sie ihre Spanischkenntnisse. Zur Zeit arbeitet sie als Redakteurin und Lektorin für verschiedene Zeitschriften der Hans-Böckler-Stiftung. Seit 2005 engagiert sie sich ehrenamtlich bei der Initiative Stolpersteine Frankfurt am Main e. V.

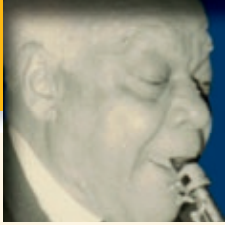
jüdischen Bewohner des ‚Ghettohauses‘ Gaußstraße 14 zu erarbeiten, konnte ich auf meinen früheren Recherchen in Archiven und Zeitzeugenbefragungen aufbauen. Die Ergebnisse waren teilweise bereits in einen 1999 erschienen Aufsatz des Sammelbands „Nach der Kristallnacht“ eingegangen (hrsg. von Monica Kingreen, Frankfurt am Main 1999).

In dem Projekt „StadtteilHistoriker“ ging es darum, neu zugängliche Quellen – beispielsweise im Archiv des Internationalen Suchdienstes (ITS) Arolsen – auszuwerten oder verbesserte Recherchemöglichkeiten über das Internet zu nutzen, die dann auch etliche neue Erkenntnisse und Details über den Verfolgungsprozess und die Biografien einzelner Hausbewohner erbrachten. Überaus wertvoll war bei meinen Recherchen die Zusammenarbeit mit Nachkommen ehemaliger Bewohner im Ausland, von denen ich viele erst 2006 mit Hilfe des Internets und anlässlich einer ‚Stolperstein‘-Verlegung des Künstlers Gunter Demnig für ehemalige Hausbewohner ausfindig machen konnte. Sie schlugen für mich ihre Familialben auf, kopierten für mich Fotos, Dokumente und Briefe ihrer Angehörigen und ergänzten dieses Material mit persönlichen Erinnerungen. Einige wussten allerdings sehr wenig über die Verfolgungs- und Lebensgeschichte ihrer Eltern oder Großeltern, da diese sie mit ihren schlimmen Erlebnissen nicht hatten belasten wollen.

Die einjährige Förderung meiner Forschungsarbeit hat mir einen entscheidenden Impuls zur Erarbeitung einer Gesamtdarstellung gegeben und wesentlich zur Entstehung des kürzlich erschienenen Buches beigetragen (Gaußstraße 14. Ein „Ghettohaus“ in Frankfurt am Main, Hanau 2010)

Das Buch erzählt die Geschichte der jüdischen Hausbewohner zwischen 1912 und 1945 anhand von exemplarischen Einzelschicksalen, aus denen sich aber auch ein erstaunlich differenziertes Bild des allgemeinen Prozesses der nationalsozialistischen Judenverfolgung ergibt. Ein Teil mit Kurzbiografien, in dem an alle Todesopfer, Überlebenden von KZs und ins Exil Davongekommenen unter den ehemaligen Hausbewohnern erinnert wird, ergänzt den exemplarischen Teil. Zahlreiche Abbildungen veranschaulichen den Text. Ich hoffe, das Buch trägt dazu bei, einer breiten Öffentlichkeit einen schwierigen Teil der Stadtgeschichte näherzubringen und an einen vergessenen Teil der Frankfurter Bevölkerung zu erinnern: an Menschen, die vor ihrer Ausgrenzung als „Juden“ und ihrer Verfolgung und Vertreibung Frankfurter Bürger waren und einen wesentlichen Teil des wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens und Reichtums dieser Stadt ausgemacht haben.





11



Einflüsse von außen

HANS PEHL (STADTHEILÜBERGREIFEND)

## Afroamerikanische Unterhaltungskünstler in Frankfurt am Main. Eine Chronik von 1844 bis 1945



*„Wer in Frankfurt in den 1950er Jahren seine Jugend verbrachte, musste geradezu mit dem Jazz in Berührung kommen.“*

Vielleicht ist den Älteren unter uns noch das Lied „Petite Fleur“ in Erinnerung, komponiert und gespielt von Sidney Bechet, einem der ersten großen Jazzsolisten. Eine seiner früheren Kompositionen, „Negro Rhapsody“, trägt im Copyright den Vermerk „1928 Frankfurt a. M. Eiserne Hand 42“. Vor etwa 20 Jahren fragte der Jazzforscher William Russel meinen Bruder Klaus, damals Leiter des Orchesters „Ragtime Society“, ob der ungenannte Frankfurter Notendrucker zu ermitteln sei. Bis heute blieb er unbekannt, aber die Frage löste meine Recherchen zum frühen Jazz in Frankfurt aus, deren Ergebnisse zum ersten Mal in dem von Jürgen Schwab und mir geschriebenen Kapitel „Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik“ in Schwabs Buch „Der Frankfurt Sound“ (2. überarbeitete Aufl. Frankfurt am Main 2005) veröffentlicht wurden.

Nach der Lektüre der Schriften von Rainer E. Lotz, ohne dessen Pionierarbeiten keine Erforschung der bis 1945 nach Europa exportierten afroamerikanischen Unterhaltungskunst auskommt, wurde mir klar, dass die Spurensuche nach dem frühen Jazz nur einen Teil der TänzerInnen, SängerInnen und Musiker erschließt, die in Europa gastierten. Daher versuchte ich, möglichst viele Frankfurter Auftritte afroamerikanischer Unterhaltungskünstler zu finden und – nachdem die Stiftung Polytechnische Gesellschaft mein Thema für das Projekt „StadtteilHistoriker“ angenommen hatte – in einer Chronik zu dokumentieren. Um das nicht ganz unerwartete Ergebnis vorwegzunehmen: Es waren viele, seinerzeit Prominente und Unbekannte, und sie waren

Foto: privat



beliebt. Es lässt sich – außer in der Erinnerung einiger Weniger – keine Nachwirkung auf die Entwicklung Frankfurts zur Jazzhauptstadt der ersten Nachkriegsjahrzehnte ausmachen, und es waren schon lange vor dem Ersten Weltkrieg auch in Frankfurt insbesondere der Tanz, der Gesang und „die eigentümlichen Melodien“ der Afroamerikaner, die das Publikum faszinierten. Erst Mitte der 1920er Jahre hatten Revuen in den Reihen ihrer Begleitorchester auch Musiker, die spontan erfundene, swingende Soli zu bekannten Themen vortrugen – also das spielten, was heute unter altem oder traditionellem Jazz verstanden wird.

Einige Namen sollten doch genannt werden. Schon während des Kaiserreichs kamen vier große Gruppen nach Frankfurt: der Chor der „Fisk Jubilee Singers“, Jarrett und Palmer’s „Amerikanische Negergesellschaft“, William Foote’s „African American Character Concerts“ und Abbie Mitchell und ihre „Tennessee Students“; außerdem zwei Bands, deren Besetzung leider noch nicht ermittelt werden konnte. Viele Gesangs- und Tanzpaare gastierten, darunter zweimal das berühmteste von allen: Charles Johnson und Dora Dean. Einige Unterhaltungskünstler wie die Gesangsgruppen Black Troubadours und Black Diamonds traten so oft auf, dass das Publikum ein vertrautes Verhältnis zu ihnen aufbauen konnte. Mindestens drei Gäste kamen vor und nach dem Ersten Weltkrieg, zum Beispiel die Sängerin Arabella Fields, der Sänger Will Garland und vor allem der Sänger und Pianist James Elmer Spyglass, der in Frankfurt und Schwalbach den Zweiten Weltkrieg überlebte. Über die Musiker, die nach dem Ersten Weltkrieg hier spielten, informiert man sich nach wie vor am besten in Jürgen Schwabs Buch. Stellvertretend für sie soll hier Sidney Bechet stehen. Mit seinen „Mississippi Jazzers 1927“ hatte er ein etwa zehnwöchiges Engagement in der Tanzklausen am Eschenheimer Turm und lernte dort Elisabeth Ziegler kennen, die er 1951 heiratete und die mit ihrer Mutter in der Eisernen Hand 42 wohnte.

Die Schwierigkeiten der Darstellung sollen nicht übergangen werden. Schon die Quellenlage ist nicht sehr günstig. Die Tageszeitungen – sofern erhalten –, die Variétézeitschriften und die in den USA erscheinenden Wochenzeitungen der Afroamerikaner geben nicht kontinuierlich und erschöpfend Auskunft über die Auftritte. Dann war zu entscheiden, in welchem Umfang die Quellen und die verwendete Literatur aufgeführt werden sollten. Schließlich gab es bei der Beantwortung der Frage, wie das charakteristisch Afroamerikanische beim Publikum ankam, das Problem der Rückprojektion. Wie war überzeugend auseinanderzuhalten, was wir heute von der Biographie und dem Repertoire der Künstler wissen, und was das damalige Publikum erlebte und erkannte?

Die Arbeit gibt den Forschungsstand von Anfang 2010 wieder. Inzwischen haben weitere Recherchen neue Ergebnisse gebracht. Erweitert man das Thema auf alle Afroamerikaner (Sportler, Bildungsreisende etc.) oder auf alle Menschen afrikanischer Herkunft, die bis 1945 Frankfurt besucht haben oder zeitweilig hier lebten, finden sich sicher noch viele neue Informationen über das Verhältnis der Frankfurter und ihrer schwarzen Gäste zueinander. Wer sich für diese Forschungen interessiert, kann den Autor der Studie gern kontaktieren.

## ZUR PERSON



### Hans Pehl

Im Rückblick finde ich drei Motive für meine Themenwahl: erstens – was mit meinem Geburtsjahr 1940 zusammenhängen mag – Neugier zu wissen, wie eine bestimmte historische Entwicklung zustande kam. Zweitens meine Begeisterung für Blues und den von Schwarzen gespielten Jazz. Seit ich Joachim-Ernst Berendts „Jazzbuch“ gelesen hatte („Das Jazzbuch: von New Orleans bis ins 21. Jahrhundert“, 7. aktualisierte Auflage Frankfurt 2005), den Klassiker unter den deutschsprachigen Jazzbüchern, verbanden sich für mich bis heute zwei Dinge eng miteinander: Jazz zu hören und darüber zu lesen.

Zum Auslöser für meine Recherche wurde drittens der Wunsch, nicht für mich zu behalten, was meiner Ansicht nach im Gedächtnis bleiben sollte. Als die afroamerikanischen Soldaten der in Frankfurt stationierten US-Armee nach 50 Jahren die Stadt fast unbemerkt verließen und die Blues- und Jazzkonzerte, die ich erlebt habe, schnell vergessen waren, wollte ich daran erinnern, dass im Grunde nur die Jahre des Ersten Weltkriegs und des Nationalsozialismus die Besuche von Afroamerikanern in Frankfurt unterbrochen haben.

Es hat mich gefreut, dass mein Thema bei allen, die an dem Projekt beteiligt waren, so große Aufmerksamkeit gefunden hat. – Ob wohl heute ein aktuelles Interesse daran bestehen mag?

GERNOT GOTTWALS (STADTHEILÜBERGREIFEND)

## Zwischen Römer und Bolongaropalast, von Nida bis zur Eck-Pizzeria – Italiens Spuren in Frankfurt

Italien ist in Frankfurt präsent. Natürlich auch in anderen deutschen Großstädten, die durch die alten Römer, die italienischen Künstler und Architekten der vergangenen Jahrhunderte und durch die Gastarbeiter geprägt wurden. So verwundert es auch nicht, dass ich mich mit meinem stadtteilübergreifenden Buch „Italiens Spuren in Frankfurt, vom Römerforum zur Piazza am Main“ sozusagen in „bester Gesellschaft“ befinde. Denn schon 2004 beschrieb Michael Koglin „Italien in Hamburg“. Und demnächst gehen die Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim in einer Ausstellung der Frage nach, wie der süddeutsche Raum durch unsere Nachbarn südlich der Alpen geprägt wurde.

Das alles war mir noch nicht bewusst, als ich mich vor nunmehr zwei Jahren für meine frankfurtspezifische Abhandlung bei der Stiftung Polytechnische Gesellschaft bewarb. Schon Jahre zuvor hatte ich mich durch den „Römer“ und die „Römerstadt“ (bzw. das antike Nida) und das damals entstehende Deutschherrnviertel mit dem markanten „Colosseo“ und dem „Trapezio Fiorentino“ zu meiner Arbeit inspirieren lassen. Mir kamen die Erzählungen über die norditalienischen Händler auf den Frankfurter Messen aus der Grundschulzeit in Erinnerung – eben jene Generationen, aus denen auch die ersten Kaufleute der Brentano und Bolongaro in Frankfurt stammen. Schließlich fühlte ich mich durch mein Studium der

*Bolongaropalast, ca. 1800. (Bild: ISG)*



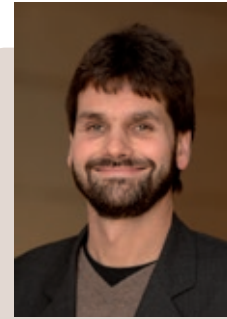
*„Wenn schon das Rathaus ‚Römer‘ heißt – lag es da nicht nahe, nach italienischen Spuren in unserer Stadt zu suchen?“*

italienischen Sprache an der Universität Heidelberg berufen, einmal nach dem roten Faden all dieser Einflüsse von der Apenninhalbinsel zu suchen.

So ergibt sich für mein Buch eine Aufteilung in zwei Abschnitte: Im ersten Abschnitt untersuche ich die antike römische Geschichte im heutigen Frankfurter Stadtgebiet, die die Ausgrabungen einer Villa mit Bad im Archäologischen Garten ebenso betreffen wie die archäologischen Funde in Nida-Hedderheim. Weiter geht es durch das frühe und späte Mittelalter, über die Reliquie des Heiligen Bartholomäus auf ihrem Weg aus Rom nach Frankfurt und das Haus „am Römer“, das als Herberge der italienischen Kaufleute dem Rathauskomplex und dem Platz mit der ersten Frankfurter Messe den Namen gab. Von den italienischen Händlern, Literaten, Malern und Architekten der Frühen Neuzeit geht es schließlich zu den heutigen Frankfurtern mit italienischem Migrationshintergrund und ihrer Vielzahl an kulturellen, sozialen und gastronomischen Einrichtungen, auch im Zusammenhang mit der Städtepartnerschaft zwischen Frankfurt und Mailand. Der zweite Teil handelt schließlich vom dauerhaften Erbe der antiken Römer und der Italiener in den Frankfurter Museen und im Stadtbild. Hier kommen die Ausgrabungen im Archäologischen Museum ebenso zur Sprache wie die Gemälde, Skulpturen, Keramiken und Möbelstücke im Städel, im Liebieghaus und im Museum für Angewandte Kunst. Neben dem italienischen Soldatenfriedhof als Zeitzeugnis stelle ich die Wohnsitze der Brentano und Bolognaro vor, italienisch inspirierte Baudenkmale wie die Alte Oper und den Frankfurter Hof und schließlich Militär- und Industriebauten mit Einflüssen aus der lombardischen Festungsarchitektur.

Alleine ist man motiviert, zu zweit aber am Ende doch stärker. Vor allem dann, wenn es an den schwierigen Schritt der Publikation geht. So war ich dankbar, nach der Förderung durch die Stiftung Polytechnische Gesellschaft und die Gerda Henkel Stiftung über Kontakte den Archäologen und Althistoriker Michael Schmidt als Partner zu gewinnen. Er ergänzte und korrigierte zunächst meine antiken und frühmittelalterlichen Kapitel, unterstützte mich aber auch entscheidend bei Layout und Drucklegung meines Buches, da er gute Beziehungen zu historischen Vereinen und günstigen Druckereien unterhält. Jetzt liegt das Buch bereits in der dritten überarbeiteten Auflage vor, die der Grafiker und Gestalter Andreas Gottselig in ein handliches, modernes und farbenfrohes Format gebracht hat. Ich verstehe meine Publikation auch als einen Beitrag zum kulturellen Dialog in deutschen Großstädten, die seit jeher durch den Austausch mit benachbarten, oft als „fremd“ empfundenen Kulturen geprägt wurden, die aber heute eine Bereicherung darstellen. Entsprechende ähnliche Projekte in Hamburg, Mannheim und anderen Städten bestätigen mich letztlich in dieser Wahrnehmung.

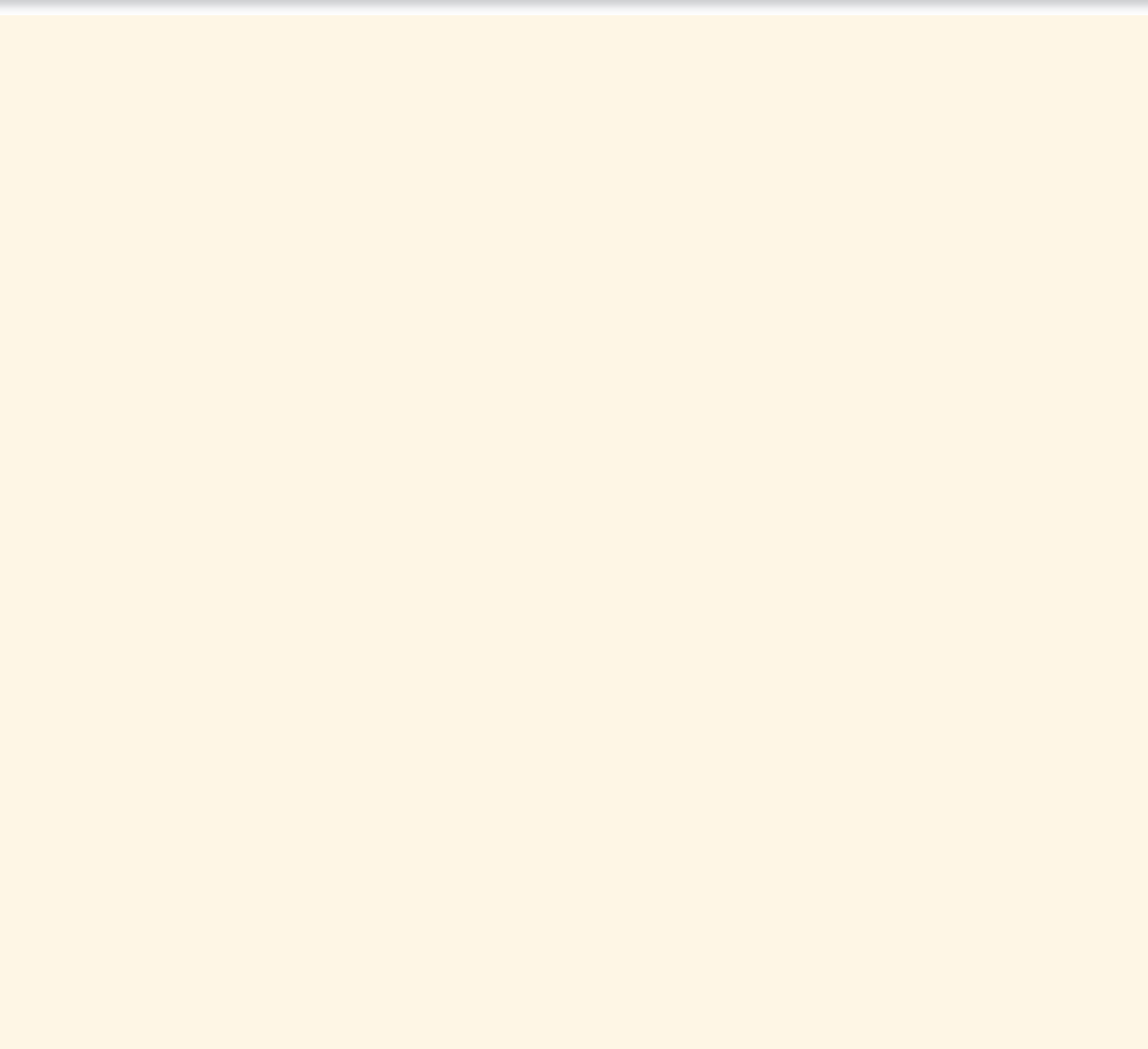
## ZUR PERSON



### Gernot Gottwals

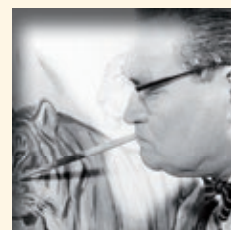
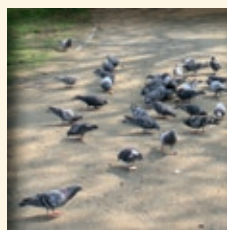
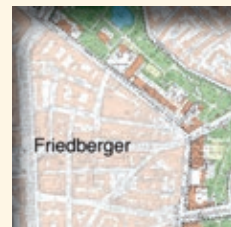
Ich wurde am 28. Januar 1970 in Frankfurt geboren und bin dort im Westend und in Niederrad aufgewachsen. Meine schulische und universitäre Laufbahn verbrachte ich vorwiegend außerhalb – vor allem in Heidelberg, wo ich zunächst Latein, Griechisch und Indogermanistik studierte, später Romanistik (Italienisch, Portugiesisch) und Anglistik. Meine Arbeit als Journalist bei der Frankfurter Neuen Presse brachte mich schließlich wieder an den Main zurück.

Schon als Kind interessierte ich mich für historische Architektur, fremde Sprachen und Kulturen. Einen nicht unerheblichen Einfluss auf meine Entwicklung nahm meine Grundschullehrerin Annemarie Hermes, die es als alteingesessene Frankfurterin verstand, ihre Stadt mehrheitlich ausländischen und zugezogenen deutschen Schulkindern nahezubringen. Ihre eigenen und meine Erfahrungen im Umgang mit Mitschülern aus Rom und Neapel führten zu den ersten „italienischen“ Momenten in meinem Leben, die sich auch in meinem Buch niedergeschlagen haben. Meine altsprachliche Schullaufbahn brachte mich zu meinem Studium der Klassischen Philologie und schließlich der Tochttersprache Italienisch mit einem Auslandssemester an der Universität Bologna-Forlì. All diese Erfahrungen konnte ich nun in mein Buch einbringen, womit sich der Kreis wiederum schließt.





12



Hochkultur und Alltagsschmuck –  
Bildende Kunst in den Stadtteilen

WOLF DIETRICH, INNENSTADT

## Schätze des Frankfurter Anlagenrings



Der Frankfurter Anlagenring – eine große, vielfältig genutzte innerstädtische Grünanlage – entstand zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als die alte Stadtbefestigung geschleift wurde. Der Anlagenring ist heute ein Ort der Erholung und des Verweilens – und eine reich bestückte, öffentlich zugängliche ‚Schatzkammer‘ der bildenden Kunst.

Wolf Dietrich und der Architekturstudent Johannes Klüber haben den Frankfurter Anlagenring über zwei Jahre regelmäßig und umfassend dokumentiert. Der StadtteilHistoriker Dietrich selbst kennt den Anlagenring als ehemals regelmäßiger Fahrradpendler seit Jahrzehnten. Begonnen hatte das Projekt bei den vielen Objekten der bildenden Kunst, die – ungeachtet einer gewissen Konzentration im westlichen Teil zwischen Städtischen Bühnen und Alter Oper – über den gesamten Anlagenring, also vom Mainufer beim Jüdischen Museum

bis zum Mainufer am Hospital zum heiligen Geist, verstreut sind. Diese Werke reichen von Denkmälern und mehr als hundert Jahre alten Bildsäulen über moderne Kunstwerke bis zu größeren Skulpturen-Gruppen und Springbrunnen. Aber nach einer ersten Bestandsaufnahme kam ziemlich schnell auch das Umfeld dieser Kunstwerke, dieser „Schätze im Anlagenring“, in den Blick.

Und hier sah es allzu oft nicht sehr erfreulich aus, machte die Grünanlage einen ungepflegten, stellenweise regelrecht verwahrlosten Eindruck. So sind – um mit einem einfachen Beispiel zu beginnen – zu viele der mehr als 150 Ruhebänke schmutzig und kaputt und können schwerlich ihren Zweck erfüllen. Der Anlagenring wird nämlich durchaus von den vielen in seiner unmittelbaren Nachbarschaft arbeitenden Angestellten als mittägliche Ruhezone (vornehmlich im westlichen Teil) oder als Wiese und Spielplatz in den Wohngebieten

*„Man sollte an den Straßendurchbrüchen auf jeden Fall dafür sorgen, dass der ursprüngliche Zusammenhang des Anlagenrings besser erkennbar wird. Man könnte das Grün näher an die Straßen setzen und die Straßen überhaupt in dem Bereich grün einfärben.“*



*Nicht alle Bereiche sind gleichmäßig gepflegt: Szenen im Anlagenring.*

## ZUR PERSON



(nördlicher und Teile des östlichen Abschnitts) genutzt. Neben den Bänken fielen dem StadtteilHistoriker auch die zahllosen Stromkästen auf, die in der Grünanlage stehen. Ohne weitere Gestaltung laden sie zu Beschmierungen aller Art ein. Auch diese Kästen könnten mit relativ wenig Aufwand schöner und ansehlicher gestaltet werden – und so einen ästhetischen und künstlerischen Mehrwert darstellen, echte ‚Hingucker‘ im städtischen Raum. Und dass ausgerechnet die Erinnerungstafel am Grab des Planers der Parkanlage, Jakob Guiollett (1746-1815), in der Obermainanlage zu Beginn des Projekts von Efeu überwuchert und nicht mehr lesbar war, brachte eine gewisse ironische Komponente in die aufspürende Arbeit des Stadtteil-Historikers.

Überhaupt geht es Wolf Dietrich gerade nicht um kostspielige Maßnahmen oder gar eine ‚Luxussanierung‘ dieses wichtigen Bereichs der Innenstadt. Es geht um eine angemessene Pflege des Bestandes, um eine sinnvolle Beschilderung zur Orientierung – gerade auch für Touristen – und um einen durchgehenden, vom Gehweg getrennten Fahrradweg – um nur diese Beispiele zu nennen.



Und es gibt Beispiele für gelungene Umgestaltungen und eine behutsame, sinnvolle Pflege, etwa im neu gestalteten und vor allem sanierten östlichen Bereich des Anlagenrings. Oder ein mit Hilfe einer Elterninitiative neu gestalteter Spielplatz in der Nähe der Einmündung in die Eckenheimer Landstraße. Auch das wurde von dem Stadtplaner und Architekten Dietrich und seinem jungen Mitstreiter professionell dokumentiert und analysiert. Die beiden sind davon überzeugt, dass eine solche sukzessive Aufwertung und durchgreifende Gestaltung des Anlagenrings, wie sie sie im Rahmen ihres Projektes entwerfen, positiv auf die gesamte Innenstadt zurückwirken würde.

*Die Schopenhauer-Büste in der Obermainanlage, ca. 1935. (Foto: ISG)*

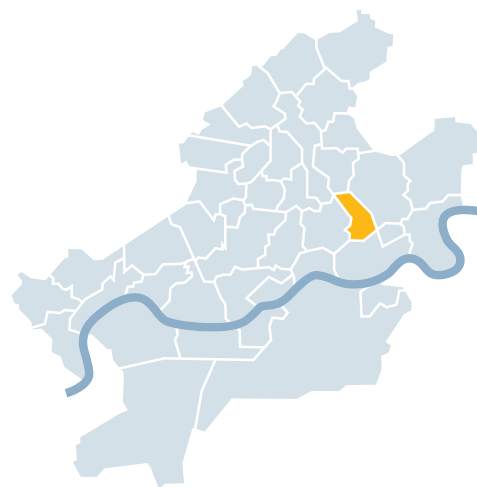


### Wolf Dietrich

Der StadtteilHistoriker Wolf Dietrich, geboren 1938, ist Architekt und Stadtplaner. Er arbeitete zunächst in Stuttgart und kam dann als ‚68er‘ nach Frankfurt, wo er zunächst am Flughafen beschäftigt war. Später war er im Büro Giefer & Mäckler für Wettbewerbe zuständig. Während dieser Tätigkeit konzeptionierte und plante er alle Arten von Gebäuden mit den verschiedensten Anforderungen, inklusive Hochhäuser und Pflegeheime. Für die Stadt Frankfurt hat er einige Projekte und Planungsskizzen angefertigt, unter anderem für eine Wohnstadt im Gallusviertel. Bis vor kurzem wohnte er im Frankfurter Nordend, jetzt lebt er in Sachsenhausen. Er wurde und wird bei seinem Projekt von Herrn cand. arch. Johannes Klüber, Student an der TU Darmstadt, unterstützt.

PETRA SCHMUCKER, BORNHEIM

## Mit der Kamera der Bornheimer Geschichte auf der Spur



Läuft man mit offenen Augen durch die Straßen Bornheims, fällt einem wohl die bunt gemischte Bebauung auf. Kleine Fachwerkhäuschen, Gründerzeitbauten, Wohnblocks oder Einfamilienhäuser aus einer der boomenden Nachkriegszeiten wechseln sich zwanglos ab. Sogar auf Hochhäuser wurde nicht verzichtet. Schaut man sich aber das „Bornheim und Umgebung“ betitelte Rund-um-Bild von Johann Ludwig Petsche (1799-1859) an, sah das mal ganz anders aus – zumindest im historischen Kern rund um die Johanniskirche. Im Jahre 1825 war der Organist der Paulskirche auf den Turm der Bornheimer Johanniskirche gestiegen und hielt in einem 1850 vollendeten Gemälde fest, was er rundum sah.

Für mich wurde das Bild von Petsche, welches übrigens erst vor einigen Jahren als Geschenk aus Privatbesitz zum Bürgerverein und Förderkreis historisches Bornheim e. V. nach Bornheim zurückkam, Ausgangspunkt einer fotografischen Spurensuche. Wie viel Vergangenheit ist noch sichtbar? Was musste neueren Entwicklungen weichen?

Ein Freund hatte mich auf die Ausschreibung des „StadtteilHistoriker“-Projektes aufmerksam gemacht. Zur zweiten Runde wurde ich eingeladen und mein Projekt nahm konkrete Formen an.

Als erstes bestieg ich den Turm der Johanniskirche. Von dem Ort, von dem auch das Rund-um-Bild Bornheims einst entstanden war, hielt ich den Bornheimer Kosmos von oben fest – in einer Panoramafotografie, in der eine Vielzahl von Einzelaufnahmen zusammengefügt werden. Dieses fotografische Rund-um-Bild, in einem aufwendigen Verfahren auf LKW-Plane aufgedruckt, war dann auch das

Herzstück der abschließenden Ausstellung mit dem Titel „Bornheimer Aussichten. Eine fotografische Spurensuche nach dem Rund-um-Bild von Ludwig Petsche“ im Bornheimer Museumslädchen. Um alle Wände herumlaufend, direkt unter der Decke des kleinen Museums, war das ganze Panorama vom Turm der Johanniskirche quasi von der Vogelperspektive aus zu sehen. Für viele Ausstellungsbesucher ein unbekannter Ausblick, der zu einigen Fragen anregte.

Vom Bild Petsches in der Mitte des Ausstellungsraumes konnte der vergleichende Blick zum Panorama schweifen oder sich auf einem der rund 100 Bilder darunter verfangen. Dank der bereitwilligen Unterstützung des Instituts für Stadtgeschichte und des Historischen Museums Frankfurt, die mir Zugang zu ihren Fotoarchiven gewährten, der umfangreichen privaten Postkartensammlung Church,



„Bornheim und Umgebung“ von Ludwig Petsche (1799–1859).  
(Bild: Bürgerverein und Förderkreis historisches Bornheim e. V.)



privaten Fotoarchiven und nicht zuletzt dem Archiv des Bürgervereins Bornheim konnte ich während des Projektes viele historische Aufnahmen und Postkarten zusammentragen und aktuellen Aufnahmen gegenüberstellen, die ich auf meinen fotografischen Streifzügen durch die Gassen Bornheims gemacht hatte.

*„Mit dem Stadtteil Bornheim bin ich nach und nach verwachsen – und in die ‚StadtteilHistorikerin‘ bin ich schließlich hineingewachsen.“*

Je mehr Material ich zusammentrug, desto drängender wurde die Frage, wie das Gefundene präsentiert werden kann. Letztendlich beschränkte ich mich auf folgende Schwerpunktthemen: „Äppelwoi“ und Geselligkeit war natürlich im „lustigen Dorf“ ein unverzichtbarer Punkt. Noch heute sind „Sonne“, „Solzer“ oder die „Eulenburg“ alteingesessene, bekannte Wirtschaften. Einige Keltereien und nicht wenige Wirtschaften fanden sich jedoch nur noch auf alten Postkarten oder waren in einer alten Chronik der Heckenwirtschaften verzeichnet. Die Geschichte der Bornheimer Johanniskirche und der Wasserversorgung des Stadtteils waren – neben der Entwicklung der Günthersburg vom Rothschild’schen Privatgelände zu einem der ersten Volksparks in Frankfurt – weitere Themen. Auch die Verkehrsanbindung des Stadtteils durch Straßenbahn und U-Bahn und die bäuerlichen Hofreiten und Gärten im ursprünglichen Dorf waren geeignete Ansätze.

Besser als Worte hat eine Serie von Landkarten im selben Maßstab das Zusammenwachsen der Stadt mit dem einstmalig weit vor den Toren liegenden Dorf Bornheim während eines Zeitraums von rund 100 Jahren zeigen können.

Aus dem Kontrast zwischen Rund-um-Bild, historischem Bildmaterial aus privaten und öffentlichen Archiven und den aktuellen fotografischen Aufnahmen wurde sichtbar: Weniges ist in den rund anderthalb Jahrhunderten, welche seit der Eingemeindung nach Frankfurt ins Land gingen, in Bornheim unverändert geblieben. Historische Gebäude wurden ersetzt und freie Flächen bebaut. Auch erhalten gebliebene Gebäude haben neue Nutzungen erfahren, so dass manche Geschichte und viele Geschichten nur noch in Erzählungen und Geschichtsbüchern zu finden sind. Bei einer zukünftigen Stadtteilentwicklung sollte die Bewahrung der noch vorhandenen historischen Schätze aber nicht aus dem Auge verloren werden.

Die hohen Besucherzahlen und intensiven Gespräche veranlassten mich, nach Ende der Ausstellung weitere Schätze zu heben, und ich startete über eine Stadtteilzeitung einen Aufruf, historische Bilder mit Bezug zu Bornheim aus den Familienarchiven herauszusuchen. Zusammen mit dem bereits zusammengetragenen Material soll daraus ein Buch über die Entwicklung Bornheims vom Dorf zu einem Frankfurter Stadtteil entstehen.

## ZUR PERSON



**Petra Schmucker**

In Bornheim bin ich nicht zur Welt gekommen, noch nicht einmal in Frankfurt. Erst das Studium hat mich von meiner Geburtsstadt Wiesbaden nach Frankfurt an den Main gebracht, wo ich seit über 20 Jahren lebe und arbeite. Dort habe ich auch neben meiner juristischen Tätigkeit, vorwiegend am Schreibtisch, die Liebe zur Fotografie entdeckt. Seit 1996 fotografiere ich als Gründungsmitglied der [fotogruppe-ffm.de](http://fotogruppe-ffm.de) für Projekte oder einfach aus dem ureigenen Bedürfnis heraus, das Gesehene mit dem ganz eigenen Blickwinkel festzuhalten und zu kommentieren. Ausstellungen mit der [fotogruppe-ffm.de](http://fotogruppe-ffm.de) in der alten Romanfabrik, dem Ausstellungsraum Eulengasse, dem ehemaligen Frankfurter Literaturhaus oder im Kunst-Salon Schopenhauer stehen neben eigenen Projekten wie der fotografischen Begleitung der Umstrukturierung des Frankfurter Traditionsgebiets Landkarten Schwarz („Schwarzland“) oder der Fotodokumentation „Von der Landschaftslücke zur Landschaftsbrücke“ zum Grüngürtel Frankfurt im Rahmen des EU-Projektes SAUL. In „Displaced in Bornheim“ (Days of Respect 2008) wurden die Fremdheitsgefühle einer Rückkehrerin nach Bornheim in Bilder umgesetzt. Erste Kontakte zum Bürgerverein und Förderkreis historisches Bornheim e. V. führten zu Gemeinschaftsausstellungen im Museumsplätzchen Bornheim, dem kleinsten Museum Frankfurts, unter den Titeln „Werkstatt und Laden. Handel und Gewerbe in Bornheim“ (2006) und „Bernemer für die Orgelpfeifen“ (2009). Hier findet auch die Ausstellung zum Projektabschluss statt: „Eine fotografische Spurensuche nach dem Rund-um-Bild von Ludwig Petsche“. Mittlerweile bin ich auch sozusagen persönlich in Bornheim angekommen und lebe dort.

BERNHARD EDDIGEHAUSEN, OSTEND

## Das Ostend – Architekt(o)ur im Frankfurter Osten



Am Anfang dieses Projektes stand die Idee, den aktuellen Zustand der Bauten im Frankfurter Ostend zu dokumentieren, die bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges entstanden und heute noch vorhanden sind. Der eigentliche Auslöser war aber interessanterweise der Kauf einer digitalen Kamera, mit der sich Fotos in großer Menge

Die Ausschreibung der Stiftung Polytechnische Gesellschaft und der Gerda Henkel Stiftung in der Frankfurter Neuen Presse gab letztendlich den Anstoß, das Projekt im vorliegenden Umfang durchzuführen, wobei die Absicht einer Präsentation auf DVD vor allem in der schiereren Menge der digitalen Fotos begründet war.

---

*„Der Wandel Frankfurts zeigt sich im Ostend besonders deutlich. Rund um den Neubau der Europäischen Zentralbank entsteht ein völlig neues Stadtbild.“*

---

technisch einfach, schnell und kostengünstig erstellen lassen. Einige tausend Aufnahmen von Gebäuden und Gebäudedetails im Ostend sind mittlerweile entstanden.

Durch einen Zufall fand sich dann die Publikation von Thomas Zeller, „Die Architekten und ihre Bautätigkeit in Frankfurt am Main in der Zeit von 1870 bis 1950“ (Frankfurt am Main 2004), was zu

Frankfurt am Main Ost – der Ostbahnhof. (Fotos: privat)





Der Frankfurter Zoo – eine grüne Insel im Ostend.

der Idee führte, dieses Material der Bau- und Architekturdaten mit den digitalen Aufnahmen abzugleichen und in einem Katalog der Bauwerke zusammenzustellen. Die Veröffentlichungen von Heinz Schomann zum Bahnhofsviertel (Stuttgart 1988) und Klaus Merten und Christoph Mohr zum Westend (München 1974) lieferten weitere Anregungen zur Gestaltung der Publikation.

Im Wissen um die etwa 80-prozentige Kriegszerstörung des Frankfurter Ostends erscheinen heute die noch erhaltenen Gebäude und Häuserzeilen als solitäre Zeugen vergangener Baukunst der Gründerzeit. Die wenigen noch vorhandenen Gebäude lassen erahnen, wie „schön“ und in sich geschlossen das Ostend vor dem Krieg gewesen sein muss, und vermitteln im Ansatz den Zustand eines gutbürgerlichen Wohnviertels. Leider tragen die zum Teil katastrophalen Sanierungen in den Aufbaujahren nach dem Krieg, aber auch in jüngerer Vergangenheit, erheblich zu dem Bild eines „vernachlässigten“ Viertels bei.

Allerdings zeigt sich in der letzten Zeit ein langsamer, mit Beginn des Neubauprojektes der Europäischen Zentralbank auf dem ehemaligen Großmarktgelände erheblich beschleunigter Wandel im Viertel, vor allem im Bereich um die Hanauer Landstraße und die Sonnemannstraße, mittlerweile aber auch im gesamten Projektgebiet. Durch den Abriss des Bunkers am Ostbahnhof und die Baumaßnahmen an der ehemaligen Großmarkthalle ist dort ein vollkommen neues Bild entstanden. Nach den Kriegszerstörungen des Zweiten Weltkrieges und den Wiederaufbausünden der Nachkriegszeit konnte mit der Publikation der Status Quo vor den zu erwartenden tiefgreifenden Umstrukturierungen (Stichwort: Gentrifizierung) im Viertel dokumentiert werden.

Im Laufe der Projektarbeit entwickelte sich neben der Dokumentation der vorhandenen Bausubstanz Zug um Zug eine Chronik des

## ZUR PERSON



### Bernhard Eddigehausen

Bernhard Eddigehausen, 1958 in Frankfurt am Main geboren, studierte nach dem Abitur an der Herderschule Kunstgeschichte und Kulturanthropologie an der Goethe-Universität in Frankfurt. Danach war er lange Jahre als Dozent in der IT-Erwerbsbildung tätig. Zur Zeit arbeitet er im EDV-Bereich beim Frankfurter Verband e. V. 2008 absolvierte er eine Ausbildung zum Gästeführer der Stadt Frankfurt, die er mit einer Zertifizierungsprüfung abschloss; seit April 2009 ist er im Nebenberuf als Gästeführer tätig. Eddigehausen ist unter anderem Mitglied beim Kuratorium Kulturelles Frankfurt, der Gesellschaft für Frankfurter Geschichte und dem Hessischen Heimatbund.

Ostends zu einem weiteren Themenschwerpunkt – der schließlich umfangreicher wurde, als ursprünglich geplant. Das führte dann auch zu einer Namensänderung des Projektes: so änderte sich der Arbeitstitel „Architekt(o)ur im Frankfurter Osten“ in „Das Ostend – ein Frankfurter Stadtteil – Geschichte, Entwicklung und Architektur“.

Abschließend kann ich feststellen, dass das gesamte Projekt mein Interesse an der Frankfurter Stadtgeschichte deutlich verstärkt und mich bewogen hat, die Ausbildung zum Gästeführer durchzuführen. Dies gibt mir nunmehr die Möglichkeit, die schönen und interessanten Seiten meiner Stadt auch anderen zu vermitteln.

BERNHARD E. OCHS, BORNHEIM

## Cefischer, ein Cartoonist aus Frankfurt-Bornheim



Der Cartoonist, Zeichner, Maler und Redakteur Carl E. Fischer (Künstlername: Cefischer) lebte von 1900 bis 1974 im Frankfurter Stadtteil Bornheim. Sein künstlerisches Oeuvre war überwiegend die zeichnerische Darstellung von Tieren, Karikaturen und Gebrauchsgrafik. Daneben wirkte er als Buchillustrator, Autor und Illustrator von eigenen Kinderbüchern sowie als Designer von Tierplastiken und Gebrauchsgeschirr aus Porzellan. Von 1937 bis 1962 war er Mitarbeiter der „Frankfurter Illustrierten“, die seinerzeit im Hause der Frankfurter Societäts-Druckerei erschien.

1945 verlor Cefischer bei einem Luftangriff beide Arme und erlernte innerhalb kurzer Zeit das Zeichnen mit dem Munde. Sieben Jahre später entsteht seine berühmte Comicfigur, der Kater „Oskar“, der ihn über die Grenzen Frankfurts hinweg berühmt machte und in ge-

für Bornheim) gab, trat in die Fußstapfen seines Vaters. Er war als Bühnenbildner, Illustrator und Trickfilmer tätig und stand im Bekanntheitsgrad seinem Vater nicht nach, sondern fand durch das Medium Fernsehen sogar eine größere Verbreitung.

Mir ging es um die Erinnerung an einen „fast vergessenen“ Künstler, denn an Cefischer erinnern sich heute weitgehend nur noch Menschen aus der Frankfurter Region und dem süddeutschen Raum, deren Kindheitsjahre zudem in den 50er-Jahren des letzten Jahrhunderts lagen und die Zugang zur „Frankfurter Illustrierten“ oder den Oskar- und Kinderbüchern hatten. Die Werke Cefischers waren auf dem Kunstmarkt nie hoch dotiert und entsprechen auch nicht mehr dem heutigen Zeitgeschmack. In den 80er-Jahren veranstalteten verschiedene Verlage Neuauflagen seiner Bücher, die aber wenig



*„Cefischer ist auch menschlich ein Vorbild. Nachdem er bei einem Luftangriff beide Arme verloren hatte – und das als Zeichner! – ließ er sich davon dennoch nicht seinen Lebensmut nehmen. Seinen berühmten Kater Oskar malte er mit dem Mund.“*

wisser Weise die Bornheimer Antwort auf Walt Disneys Micky Maus sein sollte. Von 1952 bis 1962 erschienen von Oskar in der „Frankfurter Illustrierten“ etwa 1.500 Einzelzeichnungen. Zusätzlich sieben Oskar-Bücher in einer Gesamtauflage von 550.000 Exemplaren im Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei. Gegen Ende der 50er-Jahre versuchte man sogar als Gegenstück zum Filmpreis „Oscar“ aus der US-Filmmetropole Hollywood, den „Silbernen Oskar“, der das Bildnis des Frankfurter Katers Oskar trug, als Filmpreis für Schauspieler aus dem deutschsprachigen Raum zu etablieren. Preisträger waren unter anderem Gert Fröbe, Ruth Leuwerik und Liselotte Pulver.

Cefischers einziges Kind, sein Sohn Klaus (Hein) Fischer (1937–2001), der sich zeitweilig den Künstlernamen Fischer-Bernem (mundartlich

Interesse erweckten. Heute werden Cefischers Bücher, ob Erstausgaben, Nachdrucke oder Neuauflagen, in Buchläden und im Internet quasi verramscht.

Die Person Carl Fischer alias Cefischer möchte ich älteren Mitbürgern oder Zeitgenossen des Künstlers in Erinnerung rufen. Aber auch Kindern und Jugendlichen, beispielsweise den Schülerinnen und Schülern der IGS Nordend, die früher die Namen Günthersburg- und Comeniuschule trug, und in die der sechsjährige Carl Fischer im Eröffnungsjahr der Günthersburgschule (1906) eingeschult wurde. Zum einen sind Comics ein zeitgenössisch weit verbreitetes und genutztes Medium unter Kindern und Jugendlichen. Bei „Oskar“ handelt es sich heute quasi um ‚Opas oder Omas Comic‘. Zum



Carl E. Fischer (1900–1974), genannt Cefischer. (Foto: ISG)

anderen ist das positive Beispiel eines Menschen, der sich nach einem harten Schicksalsschlag nicht aufgibt und fortan mit dem Mund malt, gut darstellbar.

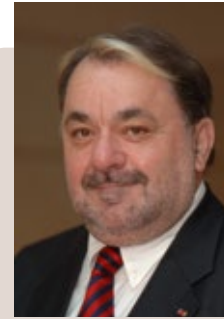
Ein Vorschlag meinerseits, dass die IGS Nordend zumindest in der Unterzeile sich den Namen „Cefischer-Schule“ gibt, scheiterte. Der hierfür zuständige Ortsbeirat sowie die Schulleitung und das Stadtschulamt zeigten alles in allem wenig Interesse.

Ein schöner Erfolg aber ist die neue Dauerausstellung über Cefischer. Im „Bernemer Museumslädchen“ (Frankfurts kleinstem Museum), das vom „Bürgerverein und Förderkreis historisches Bornheim e. V.“ betrieben wird, gab es bereits 2001 eine „Cefischer-Ausstellung“. Gezeigt wurden seinerzeit Werke Cefischers, allerdings ohne Oskar-Originale, und ausschließlich Leihgaben. Durch das „StadtteilHistoriker“-Projekt konnte nun eine Sammlung geschaffen werden, die es erlaubt, als Dauerausstellung gezeigt zu werden, und im Archiv des „Bürgerverein und Förderkreis historisches Bornheim“ verbleibt.

Während des Projektes entwickelte sich die Recherche über Cefischer zu einem dauerhaften Projekt, das immer noch keinen endgültigen Abschluss fand. Dabei ergaben sich unter anderem Kontakte zur Comicforschung, die mittlerweile eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin an verschiedenen Hochschulen ist und die sogar Jahrbücher zur Comicforschung herausgibt. Trotz des fortlaufenden Projektes muss ein zeitlicher Schnitt gezogen werden und das vorhandene Material als Begleitmaterial zur Dauerausstellung erstellt werden. Dies soll in Form einer Broschüre, eines Readers oder vielleicht sogar eines Büchleins erfolgen.

Wunsch des „Bürgerverein und Förderkreis historisches Bornheim“, der sich das Erbe Cefischers zu eigen gemacht hat, ist es, eines Tages den Nachlass Cefischers in seinem Archiv zu verwalten. Die Anbringung einer Gedenktafel an Cefischers Geburtshaus in der Wiesenstraße ist ein Desiderat.

## ZUR PERSON



### Bernhard E. Ochs

Der StadtteilHistoriker Bernhard E. Ochs wurde im Jahr 1948 in Frankfurt am Main geboren. Nach der Schulzeit erlernte er zunächst den Beruf des Schriftsetzers, damals noch mit der Technik des Bleisatzes. Auf dem zweiten Bildungsweg wurde Ochs nach einem Studium der Politikwissenschaften und Psychologie dann diplomierter Sozialarbeiter und Pädagoge. Er betätigte sich als Journalist, als Mitarbeiter des Landtages, als Leiter der Presseabteilung einer Gewerkschaft und war schließlich Mitarbeiter in der Konzernkommunikation der Deutschen Bahn. Heute ist er freier Autor und Journalist. Der Träger des Bundesverdienstkreuzes und der Bürgermedaille der Stadt Frankfurt und einiger weiterer Auszeichnungen ist seit Jahrzehnten vielseitig ehrenamtlich tätig. Gegenwärtig ist Ochs Ehrenvorsitzender des Vereinsrings Bornheim, Vorsitzender des Bürgervereins und Förderkreis historisches Bornheim, Erzähler im „Café Sagenhaft“ und Stadtverordneter.

BERTRAM SCHÜLER (STADTTEILÜBERGREIFEND)

## Dokumentation von Wandgemälden in Frankfurter Bürgerhäusern

Der hauptsächliche Projektinhalt war es in meinem Falle, eine Sammlung der mir bekannten Wandgemälde in Frankfurt am Main zusammenzustellen. Genauer ging es um Gemälde im Innenraum.

Beinahe jedem werden bei Besuchen in den Häusern der sogenannten Gründerzeit schon einmal die Ausmalungen in den Treppenhäusern aufgefallen sein. In der Regel sind es bloße abstrakte oder sich wiederholende, friesartige Verzierungen, die den hier und da noch sehr schön vorhandenen Stuck ergänzen und weiter ausschmücken. Manchmal aber sind es echte Gemälde, die sich einem bestimmten Motiv widmen. Besonders haben mich die Illustrationen beeindruckt, die unmittelbar etwas mit dem Gebäude oder mit unserer Stadt oder dem entsprechenden Stadtteil zu tun haben. Die Vielfalt jedenfalls ist geradezu überwältigend.

*„Ich suche die Öffentlichkeit, um das Projekt weiter voran zu treiben. Hinter Frankfurter Haustüren verbirgt sich manch unbekannter Schatz.“*

Was ich zu Beginn des Projektes ganz und gar nicht absehen konnte: die Arbeit wurde zu einem Fass ohne Boden! Die Öffentlichkeitsarbeit im Rahmen des Projekts „StadtteilHistoriker“ – durch das Stiftungsmagazin, die diversen Zeitungsartikel und einige Führungen, die ich dadurch veranstalten konnte – hatte nicht nur zur Folge, dass ich dankenswerterweise auf viele Wandbilder hingewiesen wurde. Es gab daneben auch etliche Anfragen, Räume auszumalen, oder ich wurde um die Restaurierung vorhandener Wandbilder gebeten – ein von mir vollkommen unerwarteter Nebeneffekt. Aber im Grunde war das genau eines der Ziele des Projektes als ganzem: Öffentlichkeit und Aufmerksamkeit herzustellen, die Stadtgesellschaft auch für bislang wenig oder gar nicht beachtete Themen zu sensibilisie-

*Der StadtteilHistoriker vor einem seiner Funde.*



ren – und Kooperationen anzustoßen. Die zuvor einem Fremden verschlossenen Türen öffneten sich dem StadtteilHistoriker – die Häuser gaben ihre Schätze zur Bewunderung und Bestandsaufnahme frei!

Im Verlauf des Projekts war ich natürlich nicht nur in den relevanten Häusern selbst, sondern häufig in allen möglichen Instituten und Archiven. Die Situation für die Denkmäler in Frankfurt im allgemeinen ist schlecht, wir kämpfen wohl oft auf verlorenem Posten.





Die Türe und Flure der Frankfurter Häuser öffneten sich.  
(Fotos: Stefan Krutsch)

Das Denkmalamt in Frankfurt hat mich prinzipiell durchaus in meinem Anliegen und in meiner konkreten Arbeit unterstützt, es gibt aber einige Mängel, was das Engagement für die Innenräume betrifft. Sie mögen im Stadtbild zwar nicht sichtbar sein, keine Frage. Gleichwohl gehören sie zu unserem gemeinsamen kulturellen Erbe. Ihr Erhalt, wo er den einzelnen überfordert, ist eine gemeinschaftliche, eine öffentliche Aufgabe.



## ZUR PERSON



### Bertram Schüler

Der StadtteilHistoriker Bertram Schüler ist 1962 in Königstein im Taunus geboren. Nach seinem Kunststudium der Malerei und Bildhauerei an der Städelschule in Frankfurt am Main bei den Professoren Herbert Schwöbel, Volker Tannert, Gerhard Wittner und Thomas Bayrle lebt und arbeitet Bertram Schüler in Frankfurt am Main als freier Künstler und Dekorationsmaler und führt unter anderem baubezogene künstlerische Auftragsarbeiten aus.

Seine Werke wurden bereits mehrfach ausgestellt. Unter anderem 1988 in der Galerie Nuovo in Frankfurt, 1989 und 1992 im Rahmen von Gruppenausstellungen im Portikus und 1998 in der Galerie Fruchting, ebenfalls in Frankfurt am Main.



Sehenswerte Stadtansichten – neu entdeckt.





## StadtteilHistoriker – die Kooperationspartner



### Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main

*(Projektleitung; finanzielle Unterstützung und kontinuierliche Betreuung der StadtteilHistoriker)*

Am Ursprung der Stiftung steht die Polytechnische Gesellschaft von 1816. Diese traditionsreiche Bürgervereinigung wurde gegründet, um den Fortschritt in Bildung, Wissenschaft, Technik, Kultur und Gewerbe zu fördern. Kurz darauf gründeten die Polytechniker die „Frankfurter Sparkasse von 1822“. Im Jahre 2005 wurde die Sparkasse an die Hessische Landesbank veräußert. Mit einem Kapital von 397 Mio. € errichtete die Polytechnische Gesellschaft im November 2005 die Stiftung Polytechnische Gesellschaft. Die Stiftung ist operativ und fördernd in drei Themenfeldern aktiv: 1. Bildung, Wissenschaft und Technik; 2. Kunst, Kultur und Pflege des kulturellen Erbes; 3. Soziales, Humanitäres und Karitatives. Die Stiftung konzentriert ihre Förderung auf Frankfurt am Main. Sie leitet ihre Tätigkeit aus der polytechnischen Tradition ab, die sich aus der deutschen Aufklärung speist. Deshalb prägen Bildung und Verantwortung im umfassenden Sinne den Inhalt der Stiftungstätigkeit.

[www.sptg.de](http://www.sptg.de)

### GERDA HENKEL STIFTUNG

#### Gerda Henkel Stiftung

*(fachliche Begleitung)*

Die Gerda Henkel Stiftung wurde im Juni 1976 von Frau Lisa Maskell zum Gedenken an ihre Mutter Gerda Henkel als gemeinnützige Stiftung des privaten Rechts mit Sitz in Düsseldorf errichtet. Ausschließlicher Stiftungszweck ist die Förderung der Wissenschaft, vornehmlich durch bestimmte fachlich und zeitlich begrenzte Arbeiten auf dem Gebiet der Geisteswissenschaft an Universitäten und Forschungsinstituten. Die Weiterbildung graduierter Studenten ist ein besonderes Anliegen der Stiftung.

Die Förderungen der Stiftung gelten vor allem den Historischen Geisteswissenschaften, vorrangig der Geschichtswissenschaft, der Archäologie, der Kunstgeschichte und den historischen Teildisziplinen. Für wissenschaftliche Projekte, die nicht ausschließlich historisch ausgerichtet sind, hat die Stiftung im Jahr 2008 das Forschungsfeld *Konfliktforschung* in ihre Fördertätigkeit aufgenommen. 2009 schrieb sie zudem erstmals den Förderschwerpunkt *Islam, moderner Nationalstaat und transnationale Bewegungen* aus.

Die Gerda Henkel Stiftung ist in Deutschland und international tätig. Seit ihrer Gründung hat sie rund 5.000 Forschungsvorhaben mit ca. 82 Millionen Euro unterstützt.

[www.gerda-henkel-stiftung.de](http://www.gerda-henkel-stiftung.de)



#### Frankfurter Neue Presse

*(Medienpartner)*

Die Frankfurter Neue Presse ist die Regionalzeitung des Medienhauses Frankfurter Societät. Sie wurde am 15. April 1946 als konservatives Gegenstück zur links-liberalen Frankfurter Rundschau gegründet und wird seit 1958 von der Frankfurter Societät herausgegeben. Gemeinsam mit ihren Regionalausgaben Höchster Kreisblatt, Nassauische Neue Presse und Taunus Zeitung steht sie für engagierten Journalismus und regionale Kompetenz.

Seit 2007 unterstützt die Frankfurter Neue Presse als Medienpartner das Projekt „StadtteilHistoriker“ und bietet den Teilnehmern ein Forum für besonders interessante Arbeiten.

[www.fnp.de](http://www.fnp.de)





#### **Impressum**

##### **Herausgeber**

Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main  
Schaumainkai 91  
60596 Frankfurt am Main  
Telefon: +49 (69) 838306-0  
E-Mail: [info@sptg.de](mailto:info@sptg.de)  
[www.sptg.de](http://www.sptg.de)

##### **Verantwortlich**

Dr. Katharina Uhsadel

##### **Redaktion**

Dr. Oliver Ramonat

##### **Gestaltung**

Peter Stulz, pure:design

##### **Druck**

Rhein Main Geschäftsdrucke, Hofheim

##### **1. Auflage**

Frankfurt am Main, November 2010  
ISBN 978-3-00-032966-1

Die Bilder stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main (ISG) oder dem Privatbestand der StadtteilHistoriker. Wir haben uns darüber hinaus bemüht, alle Bildrechte zu klären. Sollte etwas entgangen sein, bitten wir, sich mit dem Herausgeber in Verbindung zu setzen.

In den Texten enthaltene Wertungen geben die Meinungen der StadtteilHistoriker wieder.

